UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Meyers

Klassiker-Ausgaben

in

150 Bänden.

Ludwigs Werke.

Zweiter Band.

L94865

Ludwigs Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Viktor Schweizer.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Zweiter Band.

49115
26/11/00

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel.

Einleitung des Herausgebers.

Ludwigs Heimats- und Jugenderinnerungen bildeten sein Lebenlang die ergiebigste Quelle seines dichterischen Schaffens. Schon frühzeitig sehen wir ihn bestrebt, diese Eindrücke in künstlerische Formen zu gießen. Doch nur wenig kam zur Vollendung und noch weniger drang in die Öffentlichkeit.

Schon die Zeit seiner etwas prosaischen Dienstbarkeit hinter dem Ladentisch des Onkels wußte er durch unermüdete Beobachtung der vor ihm auftauchenden Typen seines Heimatstädtchens für seine poetische Studienmappe nutzbar zu machen, und noch vor seinem definitiven Übertritt zur Dichtkunst in Leipzig kann sein Biograph Heydrich von „einigen Novellen mit Figuren und Skizzen aus dem Kramladenleben" berichten, deren Spur sich allerdings bald verloren hat, aber schließlich wieder in den „Thüringer Naturen" kenntlich wird.

Als weitere Vorstufe der „Heiterethei" kann man die „Limbacher Novelle" bezeichnen, an der er im Sommer 1841 arbeitete, und um die Mitte der vierziger Jahre den breit angelegten und stark von Jean Paul beeinflußten Schulmeisterroman, von dem sich das prachtvolle Fragment „Aus einem alten Schulmeisterleben"[1] erhalten hat.

Die energische dramatische Produktion der Erbförster- und Makkabäerepoche drängte begreiflicherweise fast alle epischen Pläne dauernd in den Hintergrund, und erst als an die Stelle seines dramaturgischen Naters und Mahners Devrient in der Person Berthold Auerbachs ein ebenso warmer Fürsprecher der erzählenden Kunst getreten war, nahm Ludwig im Winter 1853/54 die alten Entwürfe wieder vor und führte im Sommer 1854 in verhältnismäßig kurzer Zeit seine umfangreichste

[1] Abgedruckt in „Otto Ludwigs gesammelten Schriften" (Leipzig 1891), Bd. 2, S. 477—537.

Erzählung, „Die Heiterethei", zu Ende. Die erste Veröffentlichung fällt in den Sommer des folgenden Jahres, wo das Werk in Fortsetzungen im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" zum Abdruck gelangte. Die Buchausgabe erschien, um das humoristische Widerspiel „Aus dem Regen in die Traufe" vermehrt, 1857 zu Frankfurt a. M. als erster Band der „Thüringer Naturen, Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig", und leider ist es bei diesem ersten Bande geblieben.

Die realistische Schilderung des kleinbürgerlichen und ländlich-bäurischen Lebens war im vierten und fünften Jahrzehnt unsers Jahrhunderts besonders durch den verlockenden Erfolg von Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zur litterarischen Modesache geworden. Es war also schon in lukrativer Hinsicht von Auerbach recht gut gemeint, wenn er den nie ganz sorgenfreien Freund zur Pflege dieser Gattung zu ermuntern suchte, und bei seinen „Thüringer Naturen" mag dem Dichter ein ähnlicher Cyklus zur Verherrlichung seines geliebten Heimatlandes vorgeschwebt haben, wie jener, den Auerbach dem Schwarzwaldgau gewidmet hatte.

Ludwig hat aber nie daran gedacht, durch fügsame Anbequemung und unkünstlerische Zugeständnisse an den herrschenden Zeitgeschmack aus seinen volkstümlichen Erzählungen Kapital zu schlagen, und es wäre total verfehlt, ihn dem Schwarm von Auerbachs Nachtretern zuzugesellen. Die Gabe, den unscheinbarsten, einfachsten Verhältnissen ihre poetische Seite abzugewinnen, war in seiner ganzen Natur tief begründet, und es ist ja überdies Thatsache, daß er lange vor seiner Bekanntschaft mit Auerbach schon auf ähnlichen Wegen wandelte, wie in den „Thüringer Naturen". Im Gegenteil, er hatte das schärfste Auge für die ästhetischen Mängel jener beim damaligen Publikum so beliebten Dorfpoesie[1], und ein Vergleich mit Auerbach, Jeremias Gotthelf und andern stellt den hohen künstlerischen Wert von Otto Ludwigs volkstümlichen Erzählungen erst ins rechte Licht. Vor Auerbach hat

[1] Als „Unarten" der Dorfpoesie erwähnt er in den Romanstudien „die gemachte Naivität, Sentimentalität, die Anbetung der eignen Figuren, das Herzlichthun, all das, wodurch die Wahrheit von neuem zur Lüge geworden ist, die maskierte Bildung, die für naive Natur gelten soll, wenn der Autor seinen naiven Figuren seine eignen Reflexionen unterlegt, das Spielen mit dem Kleinen, Niedlichen" u. s. w., lauter Fehler, deren Erkenntnis ihm an seinen deutschen Kollegen aufgegangen war, und die er in der eignen Praxis mit Erfolg zu meiden bestrebt war.

er in erster Linie das echt deutsche Gemüt und die Wärme dichterischer Empfindung voraus, und der derb-naturalistische Schilderer des schweizerischen Bauerntums läßt sich mit Rücksicht auf künstlerische Formgebung schon gar nicht mit dem Thüringer Dichter vergleichen.

Wenn man einmal nach Vorbildern suchen will, so darf man viel eher auf die besten Muster des englischen Romans, Charles Dickens an der Spitze, hinweisen, aus denen er die vorzüglichsten Resultate seiner Romanstudien geschöpft hat, und von deutschen Vorgängern eigentlich nur auf Jean Paul, von dessen Gemütsinnigkeit und Sinn fürs Idyllische unter allen Neueren Ludwig am meisten geerbt hat.

Je höher allerdings die künstlerische Stufe war, die unser Dichter in seinen Erzählungen erreicht hatte, desto weniger Gnade fand er bei dem oberflächlichen Lesepublikum seiner Zeit, das an jenen Dorfgeschichten eigentlich nur das stofflich Neue zu schätzen wußte. Noch schlimmere Erfahrungen machte er gar mit seinen Landsleuten, bei denen die „Thüringer Naturen" so etwas wie Sensation machten, und die nun nicht mehr müde wurden, nach wirklich existierenden Vorbildern der Ludwigschen Figuren und Geschichten zu forschen.

Nicht nur in diesem Punkt interessant ist ein Brief des Dichters, in dem er einem Eisfelder Jugendfreund gegenüber seinem gequälten Herzen Luft macht und die beste authentische Aufklärung über die in seiner Erzählung verwerteten persönlichen Erinnerungen gibt. Er schreibt am 9. September 1858 an Ludwig Ambrunn: „Du hättest das Büchlein schon lange, aber erstlich mußte ich selbst auf meine Freiexemplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eisfelder möchten mehr hineinlegen, als darin steht, wie es schon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorspiel zum alten Fritz ‚Die Schlacht von Torgau' geschah, wo man Anstoß nahm, daß der alte Feldwebel das Wort ‚meinetwegen' als eine Angewöhnung öfter vorbrachte, als wenn auf der Welt niemand solch ein Wort oder auch das Wort ‚meinetwegen' selbst bei jeder Gelegenheit im Munde führen könnte, als der alte Wirt in Eisfeld, unsers Freundes Martines Schwiegervater. Nun sind besonders in der ‚Heiterethei' manche Eisfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, z. B. die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle, vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach solchen Kleinigkeiten suchen mochte, und daß ich einen kleinstädtischen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erst mühsam erfinden wollte, und ich nahm

den Eisfelder[1], weil er der einzige ist, den ich kenne. Auf gleiche Weise sind sonst noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht selbst nicht wußte, daß sie aus meinen Eisfelder Erinnerungen stammten. Nun ist es Menschenart, wenn man einmal solche Züge findet, die man kennt, man noch mehr zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann so weit getrieben werden, daß man in erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen porträtiert zu finden meint, weil ja doch am Ende jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß. — — Wer sich die Lage von Luckenbach genau vorstellt, wird wohl finden, daß sie nicht die Lage von Eisfeld ist; wer Saalfeld, Hildburghausen und Schalkau und andre Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden. Luckenbach ist ein Typus einer kleinen Ökonomiestadt, wie es auch hier welche gibt, z. B. Wilsdruff nahe bei Dresden. Die Gestalt der Heiterethei ist mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition ist. Das Häuschen der Heiterethei stand in Saalfeld, zur Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa so unterhalb des Gerhardsschlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiterethei unter der Gringel steht. Dies Saalfelder Häuschen aber wurde von einer Weibsperson bewohnt, die den Spitznamen ‚Mepp' und sonst durchaus mit meiner Heiterethei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Person und damals schon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich selbst habe sie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden ist, der in Eisfeld nicht existiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur gesehen, wie sie an ihrem Tische saß und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte. Auch von den übrigen Personen ist keine ein Eisfelder Porträt, sie sind sämtlich typische Gestalten, von denen jede kleine Stadt, fast jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweisen kann. Wenigen wird es an einer geldstolzen Valtinessin fehlen, einen Duckmäuser, wie der Morzenschmied, hat jeder Ort. Sollten falsche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, so hast du wohl die Güte, den betreffenden Teil dieses Briefes zur Verständigung mitzuteilen. Daß das, was das Büchlein Anziehendes haben mag, nicht auf solchen Beziehungen beruht, ist daraus zu erkennen,

[1] Der Eisfelder Dialekt ist nicht thüringisch, sondern ostfränkisch; er steht in der Mitte zwischen den beiden fränkischen Nachbardialekten, dem Hennebergischen (Gegend von Meiningen) und dem Itzgründischen (Gegend von Koburg).

daß es am meisten Anklang in Österreich gefunden, wo meine Dichtungen und mein Name überhaupt am populärsten geworden sind; desgleichen in Rußland, Frankreich und England, wo es natürlich keinem Menschen einfallen kann, dabei an Eisfeld zu denken, sie denken eben an Figuren ihrer eignen Bekanntschaft dabei, und es ist kein Beweis gegen die Stärke eines Schriftstellers, wenn jeder meint, die poetische Gestalt sei das Spiegelbild eines Menschen, den er kennt. Wegen des Erbförsters und Weilers hatte ich hier auch viel auszustehen gehabt; jeder, der das Stück gelesen, wollte das Original dieser beiden poetischen Gestalten kennen, und ich sollte alle alten Jäger in Sachsen geschildert haben, während ich keinen davon nur vom Hörensagen kannte. Das ist eben das Wahre in der poetischen Produktion, was jeder kennt und mit seinen eignen Augen gesehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit."

Die eingehendste und wohlwollendste Besprechung brachten die dem Dichter jederzeit freundlich gesinnten „Grenzboten"[1]. Ihr Kritiker (wahrscheinlich Julian Schmidt) bringt einen breit ausgeführten Vergleich Ludwigs mit Auerbach und Gotthelf, der fast durchweg zu gunsten Ludwigs ausfällt und äußert sich unter anderem folgendermaßen: „Die ‚Heiterethei' erinnert ihrem innern Kern nach an Jeremias Gotthelf, nicht, weil Ludwig ihn nachgeahmt hätte, sondern weil es zwei durchweg verwandte Naturen sind. Die beiden Hauptfiguren, der Holders-Fritz und die Heiterethei, könnten ganz bequem in einer Schweizer Dorfgeschichte stehen, wie denn wohl überall gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen. In beiden übersprudelt die innere Lebenskraft und äußert sich zunächst in der Form unbändigen Trotzes, bis die Liebe sie ergreift und diese stolzen Herzen sich unterwirft. Das Aneinanderprallen dieser harten Naturen ist mit ebensoviel Naturwahrheit als Poesie geschildert. Der Ausgang ist nicht bloß wohlthuend, sondern er erregt auch das Gefühl der Notwendigkeit, was bei Ludwig nicht immer der Fall war. Hin und wieder zeigen sich freilich Spuren von jener Willkür in der Voraussetzung, auf deren Gefahr wir im Anfang (der Kritiker hat sich im Vorausgehenden über den nicht seltenen Mangel an Lebenswahrheit in der Dorfgeschichte beklagt) hingewiesen haben, und gerade in den schönsten Stellen. Die künstlerisch vollendetste Szene,

[1] 1857, IV. Quartal, Bd. II, S. 401—412.

die allein hinreichen würde, Ludwig eine Stelle im Reich der Poesie zu sichern, der Traum der Heiterethei, in dem sie sich zuerst ihrer Liebe bewußt wird, beruht auf einer unstatthaften Voraussetzung, daß nämlich ein 18jähriges Mädchen noch nie geträumt hat. Selbst wenn so etwas physisch möglich wäre, was wir nicht wissen, hat der Dichter doch nicht das Recht, von einer psychischen Abnormität auszugehen. Vergißt man freilich diesen Mangel, so wird man von dem Zauber einer Darstellung hingerissen, in der sich Kraft mit Innigkeit auf das Schönste vermählt." Und nachdem der Recensent einen längeren Abschnitt aus dem „humoristischen Widerspiel" als Probe mitgeteilt hat, fährt er fort: „Schon aus dieser Probe erkennt man die Frische und das Behagen, mit welchem der Dichter die fragmentarischen Eindrücke des Alltagslebens in poetische Wirklichkeit umzuwandeln versteht. Keiner von diesen Einfällen ist aus der Luft gegriffen, aber ebensowenig ist es bloße Kopie. Angeregt von den Anschauungen des wirklichen Lebens, arbeitet seine Phantasie, ohne Beihilfe der Reflexion und ohne ein Modell vor Augen zu haben, mit vollkommener Naturwahrheit. In der gesamten Erzählung, die ein fortgesetzter Schwank ist, erfreut uns diese Frische, wir begegnen keinem einzigen störenden Zug, und wenn der Dichter mitunter retardiert, so lassen wir es uns gern gefallen, da der Weg, durch den er uns führt, so anmutig ist. Die Erzählung ist auch insofern ein Muster, als sie nicht über das Genre hinaustritt, da man doch neuerdings gewohnt ist, in einen kleinen beschränkten Rahmen weit umfassende Reflexionen einzuweben, denen er nicht gewachsen ist. . . . Die trübe Weltanschauung, die in Ludwigs frühern Schriften zuweilen die Leser niederdrückte, ist doch nur auf der Außenseite seines Gemüts; der innere Kern ist heiter und gesund. Vielleicht würde sich das bei seinen spätern Schöpfungen noch mehr entwickeln, wenn es ihm gelänge, die Reflexion mehr zurückzudrängen. Die gegenwärtige Erzählung ist offenbar leicht hingeworfen, während man bei den früheren Spuren mühsamer Arbeit entdeckt. Freilich kommt sie an Bedeutung den letzteren nicht gleich, aber man hat, wenn man das Ganze im Auge hält, mehr das Gefühl einer organischen, aus einem Geiste hervorgegangenen Schöpfung."

Die Heiterethei.

Auch zum Gründer Markt, Dorle?"

„Noch e' bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin[1], ob Ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebt's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär'. Und zu spät in die Nacht[2] mag ich nicht."

„Was das für ein Hastigthun ist!" sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. „Man sollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst'; aber Zeit zum Atemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt."

„Ihr seid auch ein Mädle gewest?" fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinaufgereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen, oder sie viel schwächer.

[1] Patin.
[2] Ergänze: hineinkommen.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'."

„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr", sagte die Wirtin. „Kann sein, daß was da ist für den Herrn Faktor." Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?"

„Einen Mann", lachte der Schmied.

„Einen Schmied", entgegnete das Mädchen ernsthaft. „Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren sollen."

„Die Schneider nicht?" fragte der Schneider fast neidisch.

„Auch", sagte das Mädchen, „nicht wegen der Wirtshäuser, nur daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst."

„Du mußt den Holder-Fritz frei'n", hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch' und zur Stadt hinaus."

„Das käm' zu spät", sagte das Mädchen ruhig. „Bis dahin habt Ihr ihn hinausgehustet."

„Wo stellt Ihr ein auf dem Markt, Annedorle?" fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns."

„Ihr werdet wohl einen brauchen, der Euch führt", sagte das Mädchen; „ich nicht."

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich", sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an Euch mitkriege dort, Frau

Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht drauf ankommen, so kriegt Ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin."

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

„Immer heiter", hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„Dafür heißt sie auch die Heiterethei", lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt' doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Sausaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich wie das Mädle selber."

„Da sorgt ja", sagte der Schmied, „daß Ihr einmal Eure Mädle, wenn Ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Apart's an sich hat, dem braucht's nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal."

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung". Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Teil gemessen, auf dessen Ausdauer bei der

Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: „Respekt muß im Hause sein!" dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt steht er vor der Thür."

Der Schneider achselzuckte ein stummes: „Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig[1] er thut."

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei[2]. „Aber sie könnte", sagte sie, „ebensogut die Bravethei[2] heißen als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wenn schon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. ‚Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast', hat sie zu ihr gesagt, ‚dann will ich wieder deine Schwester und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang' aber kommst du mir nicht wieder ins Hänsle, daß du's weißt.' Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist."

„Ja, und die Hochmuthei[2] dazu", hustete der Weber. „Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär' nicht der einzig', der's ihr gönnt."

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

[1] So viel wie: „duckſam, schmiegſam", von „sich ducken"; ähnlich S. 21, Z. 30: „duckmäuſerig".

[2] „Heiterethei" ist wohl ursprünglich ein Ausruf, ähnlich wie „Heidi, heida, heiraſſaſah"; „Bravethei" und „Hochmuthei" ist danach analogisch gebildet. (Hochmuthei ist übrigens eine grammatisch regelmäßige Form mit dem Suffix „ei", und es ist wohl möglich, daß auch Heiterethei als eine Analogiebildung derartiger Wörter mit dem Suffix „ei" zu erklären ist.)

Unterdes waren sie mit Bezahlen, frisch Tabakstopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!"

Die Wirtin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt sein."

Die Wirtin weiß es, und sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicher Wirtin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Übereinanderschieben, daß endlich die Funken davonstieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer aneinander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist, in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum.

Bald erſcheint die rettende Thür, bald verſchwindet ſie, ohne daß ſie ihm näher gekommen iſt. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, ſenkt ſich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigſtens den Anblick ſeines Schickſals, bis eine Flut ihn plötzlich davonführt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einſchlingt, die er nie zu paſſieren gemeint hat. So iſt's im Marktflecken ſelbſt; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verſchiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege iſt, hat die Schritte ſchon eine gute Weile her länger und ſchneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer ſo vorſichtig war, einen Regenſchirm mitzutragen, dem lohnt ſich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, ſchwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenſchirm iſt der Mann des Tages. Was keiner iſt, müht ſich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Waſſerkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not ſeine eigentliche Beſtimmung. Da huſchen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huſcht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den naſſen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und ſchnaubt und ſtampft und ſpritzt vorbei, daß die Weiber aufſchreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er iſt ſchon voll, und ſchon iſt er vorüber. Die Geborgenen oben lachen ſchon in der Ferne, und die in ihrer Hoffnung Getäuſchten unten ſenden Verwünſchungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die ſie nicht erdacht ſind — wenn das ewig gleiche Plätſchern des Regens ſie nicht vorher überplätſchert. Aber ſtehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkener ſein, der im ſeligen Vergeſſen aller Not mitten auf der Straße ſich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig

weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vornhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswert zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Heringszustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirtsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und untereinander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströnen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leiseren Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor, und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirtshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengehetzt, dann war es seine Lust, mit Henkergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Märtinessin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, so oft sie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieselbe wieder hinabhustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Herdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zuletzt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so ins Stocken geraten, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust herauf, daß die vorgesunkenen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

„Da habt Ihr Euren Mann, Frau Dotin", sagte draußen die Heiterethei. „Er ist der allerbest', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn Ihr ihn nicht mehr mögt, braucht Ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„Dazu ist er gut", hörte man die Wirtin lachen; „und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heiraten gewesen, hätt' ich ihn sicher nicht gekriegt."

„Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil Ihr noch immerfort so gern vom Heiraten sprecht."

„Ja", antwortete die Wirtin, „aber wie ich am liebsten geheiratet hätt', da hab' ich am wenigsten davon gesprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, solang' die Welt steht."

„Das sagt Ihr. Jedes meint, wie's ihm war, so muß dem andern auch sein."

„Und ich denk', wie's jeder meint, so wird's auch sein."

„Aber es ist doch nicht so! Und wenn's solche gibt, müßt Ihr dann sprechen: alle sind so? Sagt meinetwegen: es gibt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tausendmal müßt'. Weil die Mädle heutzutag' noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber."

„Darum ist's nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Gescheiteres heiraten will, wen sollen denn die heiraten?"

„Meinethalb den Kuckuck von Laugensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen[1] Bier für Euer Gerede."

„Die Männer und die Mädle! als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?"

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn Ihr mir einen auf dem Teller präsentiert und er wär' obenein ein Prinz. Und red't Ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien' ich allein, wenn ich schon ein arm' Mädle bin. Ich bin stark genug und bin klug genug, und ich brauch' keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in

[1] Von Kart, Quart (½ Liter).

der Stube zeigten Luſt, das Geſpräch, das ſie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tiſches. Der Schneider erſah ſich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu ſetzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um dieſe und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Geſichtes gewichen. Das Mädchen hatte ſo pralles Fleiſch, daß jede Bewegung vorübergehend ſolche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, ſowie der Druck aufhörte, einer deſto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß ſie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meiſten; jetzt ſchien ihm der trotzige Ausdruck derſelben noch ſchöner, und ihre Augen gefielen ihm ſo wild und ſcheu noch mehr, als da ſie lachten.

Vorſichtig und geräuſchlos begann er, auf der Platte des Tiſches ſitzend, an dem ſie abgewandt ſtand, immer näher an ſie heranzurutſchen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn ſie dann erſchrocken arglos das Geſicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenſchmied ſchien ganz wo anders hinzuſehen, als nach dem Schneider. Er hielt ſeine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei ſo ſchief ſtanden, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühſam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, huſtete und ſprudelte unterdeſſen: „Ja, ſo ſtark wie die Weibsleut' ſind und ſo klug wie die Weibsleut' ſind! Und doch, wo was ordentlich gemacht ſein ſoll, da muß es der Mann. Wenn ſie mit den Händen wackeln, das muß geärbet[1] ſein, und wenn die Zunge geht, da meinen ſie, das iſt gedacht. Ei ja, wenn ſie den Stubenehren[2] ein bißle mit dem Beſen kitzeln, daß der lachen möcht', und

[1] Gearbeitet.
[2] Fußboden der Wohnſtube.

dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meste[1] soll in den Topf!"

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseatmen wurde ihm immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umschaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge geärbet wird."

„Ihr seid freilich stärker", sagte das Mädchen nicht halb so keck als sonst. „Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberlent' auf eure[2]." — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie ebenso und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der, so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen, sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Irgend jemanden so duckmäuserig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für sein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildschützin darin, die gestraft werden mußte.

[1] Büchse, hölzernes Gefäß.
[2] Ergänze: Zunge.

Doch wurd' er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegenteil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, in dem sie nun sagte: „Meinetwegen redet, was Ihr wollt. Hätt' ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's so ein drei Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, als sollt' der Schloßturm gekocht werden und man braucht einen Topf dazu."

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Übermute eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja", sagte er, „das Dorle will uns was weismachen, damit sie lachen kann, wenn wir's glauben."

„Da hat sich's zu lachen", entgegnete die Heiterethei. „Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

„Ich denk'", sagte der Schmied und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, „ich denk', das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kann's allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat."

„Wenn das Wetter ausgehalten hätt'", sagte die Heiterethei. „Wer kann fürs Wetter?"

„Ja freilich! das Wetter", hustete der Weber triumphierend; „das ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' gesund, da wär' Obenhin der beste Jäter, und alles, was sie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' sich selber machten, wie das Wetter, da käm' keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist" —

„Und ein ander Ding um einen Mann", flickte der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht's schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll ihr Herr sein, denn warum?[1] weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann."

„Ja", sagte die Heiterethei, „wenn ich mir's so hätt' auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist."

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär' nicht der Schneider dazwischen gefahren: „Und wo er bleiben sollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh' einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu."

Der Schmied, welcher schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle", sagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber" —

„Umsonst wird nichts!" sprach der Weber dazwischen.

„Abbitte muß sie thun!" der Schneider.

„Ja, von wegen dem", fuhr der Schmied fort, „was sie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern."

„Ja", sagte die Heiterethei, „und wenn ich's gethan hätt',

[1] Hier und auch sonst noch öfters Stilanklänge an Luthers Bibel und Katechismus, vgl. z. B. S. 153, Z. 11 ff.; S. 163, Z. 8; S. 299, Z. 8 ff.

müßt' ich mir doch selber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu' ich's nicht; das sag' ich gleich."

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit einem Ruck und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken.[1] Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder herauslassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Versuche, sie zurückzuhalten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

„Und wo ist denn nun das bißle Karren?" fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu

[1] Möglichst langsam ausgekostet.

verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davonzukommen.

„Ärbet für einen Schneider", sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah' übel.

„Schmied oder Schneider", sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann ist Mann; aber wär's nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering."

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschah's doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!" schrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich gered't. Da ist was Extra's aufgepackt."

Die Heiterethei sagt: „Ja, sechs Schneider."

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider voraugelassen. Zornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen;

[1] Von vexieren, soviel als Fopperei. Ähnliche volkstümliche Fremdwörter, die Ludwig offenbar aus seinem heimatlichen Dialekt geläufig waren, auch im folgenden, vgl. z. B. S. 73, Z. 8; S. 249, Z. 3; S. 287, Z. 30; S. 314, Z. 24.

nun tauchte' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu ſtürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der Naſe auf der Laſt und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren ſtak ſo feſt als zuvor.

„Ein himmelverbreuntes Donnerwetter!" fluchte nun auch der Weber, indem er ſich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abſtrich. „Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du haſt noch was Apart's aufgepackt. Vexation iſt's, Vexation!"

„Ja, freilich", ſagte die Heiterethei, „der iſt vexiert, der ſich auf ein ſo ſtarkes Werkzeug verläßt, wie Ihr eins ſeid."

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten ſich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte ſo fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht anſehen durfte, wollte ſie ernſthaft bleiben.

„Das Mordmädle!" dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut ſein für den Spaß da, obgleich ſie mir den Hauptjux verdorben hat, den über ſie ſelber. Und geſchenkt ſoll ihr das gewiß nicht ſein. Dem Weber und dem Schneider geſchieht's ſchon recht; warum ſind ſie ſolche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End' mach' ich nun, ſonſt kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut."

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände ſpuckt' er ſo beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erſten vergeblichen Anſatz ſpuckt' er in vollem Ernſt. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von ſelbſt aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler ſonſt ganz guten Leute. Die gern jedermann zum beſten haben, ſind, wenn ein anderer das an ihnen thut, gewöhnlich die Empfindlichſten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber ſeine Schadenfreude von vorhin mit Zinſen zurückgaben.

„Heben thut er ſich", ſchrie er endlich, „aber heraus aus dem

Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da soll's gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel selber sein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' so beladen wie den."

„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär'", entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Räsonnieren, was ein Mann für ein ander Tier ist, wie so'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so 'nem armen Weibsbild den Karren aus dem Schmutz thun — ja, wenn's halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs' ist, sonst hätt' ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so einen bring' ich just noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt' geschwind gehn. Ich hab' nicht mehr viel Zeit."

Sie sah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Respekt muß im Hause sein!" rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht, ohne erst vorsichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte ſich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, ſtand nicht vom Regen her Waſſer darauf. Sie kauerte, weil ſie ſonſt kein Plätzchen ſah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Ferſen nieder und umſchlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erſchütterung des Lachens ſchmerzten, deſto heftiger mußte ſie lachen. Sie drückte ihr Geſicht in die Schürze, preßte den Zipfel derſelben in den Mund; aber die bewährteſten Mittel halfen nicht; ſie mußte den Lachſturm austoben laſſen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbſtändigkeit! Es war ihr, als hätte ſie einen Sieg über alle Männer der Welt davongetragen. Nicht mit dem Glücklichſten tauſchte ſie jetzt. Aber das hätte ſie auch wohl ſonſt nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler ſein in ſeiner eigenen Haut als der Heiterethei; in eine fremde ſich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So ſtrotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte ſich ihr Körper erholt und das Phlegma der Geſundheit auch die innere Bewegung ſo auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als ſie weiterfuhr, den rüſtigen Gleichtritt kein ſchnellerer Atemzug mehr ſtörte.

Wir können ſie getroſt ſich ſelber überlaſſen; es wird für das Verſtändnis unſerer Erzählung nötig ſein, dem Orte, dem ſie ſo rüſtig zufährt, und dem Treiben und der Art ſeiner Bewohner einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, ſicher, daß ſie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächſt durch eine Doppelreihe von Städeln[1] und wiſſen nun ſchon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit ſich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt iſt ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feilzuhalten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu ſchieben oder ſich zu ſchlagen, eine Gurgel, um zu ſingen

[1] Scheunen.

und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel[1]“ Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten[2] und Stutzen[3]“. Andere rasselten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor oder kehrten langsamer mit beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke[4] leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank

---

[1] Holzgefäß aus Dauben, gewöhnlich ebenso hoch wie breit.

[2] Länglichrundes, nach unten sich verengendes Holzgefäß mit Tragbändern, das von Frauen und Männern auf dem Rücken getragen wird.

[3] Eine Art Eimer mit Seitenhandhabe, mehr länglichrund als der „Kübel“.

[4] Erhöhtes Brettergerüst, auf dem z. B. der Schneider seine Arbeit verrichtet. Vgl. S. 286, Z. 27 f.

ſteht. Rings um dieſe liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildeſten Unordnung durcheinander. Und kein Menſch dabei zu ſehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo ſie dergleichen ſah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht ſtehen ſehen, ohne es recht zu ſtellen, und wenn ſie noch ſo gut wußte, wie ſchlechten Dank ſie ſich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ ſie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ ſagte ſie und ſchlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erſt der Meiſter von der Arbeit, hernach die Geſellen und der Lehrer[1] (Lehrling) wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Geſellen auf ſeinen Nutzen ſehn, wenn's der Meiſter ſelber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt ſein Lebtag nichts Geſcheits.“

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider geweſen, am Holders-Fritz erregte dieſe ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen ſich Rede zu ſtehen. Aber es regte ſich zugleich ein Etwas in ihr, was ſie freilich gewiß für nichts anderes hätte gehalten wiſſen mögen, als wofür ſie ſelbſt es hielt, für Ordnungsliebe. Dieſes Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeſtändnis zum andern ſo lange fortzuſchwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugeſtehen hatte.

„Ich werd' nicht ſo dumm ſein“, entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht.“ — „Aber über die Schnitzbank“, ſagte das Etwas, „kann bei Nacht jemand fallen.“

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Geſpräch geht fort: „Aus dem andern mag werden, was da will!“ — „Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen ſollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag[2].“ — „Den Schnitzer und das Schnitzmeſſer

[1] „Lehrer“ hier ähnlich für „Lerner“, d. h. „Lehrling“, wie „lehren“ für „lernen“.

[2] Bis zum Jüngſten Tag.

— guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd'." — „Wenn mich nicht das Zeug dauern thät'!" — „So; nun fehlt' nur noch, daß ich so dumm wär' und kehrt' auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur wunder, zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd' dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammenbänd', eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär' schad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh'. Nunmehr müßt' der einer sein. Warum heirat't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei sagen. Ja, damit er wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei miteinander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig und niemand zu sehen. Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiterfuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Rick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war ſie faſt an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als ſie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerſtimmen auf ſich zukommen hörte. Erſt war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" herauszuverſtehen. Das Geſchrei kam näher und wurde zu einer Art Geſpräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirt", ſchrie der Adams-Lieb, „das iſt auch einer, aber gegen den Holders-Fritz iſt er doch nix."

„Wenn ich dran denk'", lachte ein anderer, „wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle freigehalten wie ein Fürſt. Teixel[1], war das eine Luſt."

„Aber", jubelte ein Dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runtergeworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und ſechs Mann haben's beinah' nicht wieder 'raufgebracht!"

„Muß da gerad' das Gewitter kommen", ſchrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich ſchon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es iſt nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, ſonſt hätt' mich's doch geärgert."

„Mit dein'm Gründer Markt!" eiferte ein Vierter; „wo das Bier ſauer iſt und die Bratwürſt' wie die Schwefelhölzle und die Hammerſchmied' thun, als wären ſie Herrn auf dem Tanzboden."

„Oho", ſchrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „Nur net, wenn der Fritz dabei iſt. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehſte mit im Grund. Auf die Hammerſchmied hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weiſen!"

Und nun ſchrieen ſie wieder zuſammen, daß man nichts als das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" aus dem Geſchrei herausverſtehen konnte.

Es waren etwa zehn Burſche zwiſchen ſiebenzehn bis zwanzig

[1] Teufel.

Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkamen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund, umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gestikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltsamkeit des Gebarens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das Einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammennahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkasten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt, als der jüngste unter ihnen; aber man sah, er that auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen, als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei", schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten", sagte der Adams-Lieb. „Das gibt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!"

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege, und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen", dachte ſie, „thät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die ſollen auch nicht denken, daß ich ſtillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Iſt mir nicht bang, er wird ſchon beiſeit ſpringen, wenn ihm der Karren an ſeine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht gehn!"

Aber bis an ſeine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgeſtreckter Hand.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden hohen Geſtalten ſchweigend gegenüber. Sie ſahen ſich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei ſchob aus allen Kräften, der Holders-Fritz ſtemmte ſich ebenſo dagegen. Die Anſtrengung trieb ihnen das Blut ins Geſicht und beſchleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eiſenſtäbe klirrend zuſammenſchlugen. Wieder aufſchnellend wie eine Stahlklinge, bog ſie ſich drohend über das Fuhrwerk und ſagte, Geſicht faſt an Geſicht: „Willſt du was?"

Der Jubel der Geſellen gab dem Fritz ſeine Ruhe wieder. Er nahm ſich vor, dem Mädle ſeine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Haſt du denn, was ich will?"

„Nein; denn was Geſcheits iſt's nicht, was du willſt."

„Freilich; eine Frau, und das iſt nichts Geſcheits."

„Glaub's wohl, daß du eine Frau willſt; aber daß dich eine will, ſchon lange nicht."

„Und hätt'ſt mich ſelber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommſt doch weit herum."

„Nicht ſo weit, wo ſie dich nicht kännten."

„So brauchst mich nicht erst zu loben."

„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu lassen. Du bist der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörst. Frag' nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist."

„Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Thu' 'mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern."

„Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'st, du könnt'st vielleicht noch einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Rock anhätt'st aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wär'st. Aber ihr Geckelmann[1] bist du, der Faxen macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch wunder was du bist mit deinen Krägelen[2] und deinen Bummelquasten[3] da. Du denkst, dem Herrenmüller sein Spitz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nixtauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: ‚Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen', so gibst du sie; ‚bezahl' mir mein Bier', so bezahlst du's; ‚das ist ein starker Holders-Fritz!' so machst du

[1] Hampelmann. „Sich gecken" soviel wie „Possen spielen".
[2] Gemeint ist wohl der burschikos umgeschlagene Hemdekragen. Vgl. S. 33, Z. 17.
[3] An seinem langen Pfeifenrohr. Vgl. S. 33, Z. 19 f.

größre Sprüng' wie der Spitz, wenn's heißt: das iſt ein geſchickter Hund! Und denkſt den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen ſollſt, damit die da dich loben. Denn um was Geſcheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menſchen willſt du nicht gelobt ſein. Du denkſt: ‚Wär' das ein Unglück, wenn's hieß': Was der Holder für ein anſehnlicher Mann iſt! Er iſt der ordentlichſt' Mann und der tüchtigſt' Meiſter in der Stadt: wer was geſcheit anfangen will, muß den Meiſter Holder fragen.' Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät', was ſie ſich ſchämten, wenn ſie's ſelber ſollten thun. Paſſ' nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: ‚Allo[1] faſſ', Holders-Fritz!' Mach' du nur Augen, wie du willſt, ich fürcht' mich ſchon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln[2]! Du weißt nun, was für ein Kerl du biſt, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Burſche hindurch, die fluchend beiſeit' ſprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht eins verſetzte, woran ſie lebenslang zu denken hätt'. Er ſelbſt begriff's am wenigſten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war rot bis unter ſeine wilden Haare; er ſchickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Burſche erſchraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgeſtiegen war, auf ſich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwiſchen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du Mädle du!" Einen Augenblick ſtand er ſchweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und ſchrie mit wilder Luſtigkeit: „Heut

[1] Franzöſiſch allons.
[2] Satt, bis oben voll von Ärger.

geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun soll's erst recht heißen: der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will sehn, wer mich hinausweist."

„Nun bist du wieder einer!" schrie der Adams-Lieb, und ein wildes Lied brüllend zog der ganze Hause „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter seinem Flügel wie die Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt' es vor jedem Büschchen wieder ein Stückchen umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbeizukommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Zehntbach[1] hin die herrlichsten Tuten[2] und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, soviel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten[3] in der Hand, und schon

[1] Gemeindebach.
[2] Weidenflöten.
[3] Vesperläuten.

füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Widerschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. „Und", sagt die Heiterethei im Eilen vor sich hin, „die Annemarie kann's nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter[1], sind was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!"

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

„Schläft's? Ist alles gut gegangen?" fragt das Mädchen.

„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den roten eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden[2] vom Kellerweg, hat's auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee[3] krieg', sonst wächst's noch zu."

---

[1] Ungeschickter.

[2] Unten.

[3] Das Kraut des Stiefmütterchens (Ackerveilchen, Dreifaltigkeitsblume) wird in vielen Gegenden zu Heilzwecken, besonders bei Hautkrankheiten, benutzt.

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete, mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es seien wieder zwei vordere Backzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl", sagte die Heiterethei, „es hat nächtens wieder so gehust't. Aber sonst ist's doch recht?"

„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere schmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut' Nacht, Bäs Dorle, schlaft wohl."

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. „War auch ein Regen das!" sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtssorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus.

Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große

Holunderſtrauch das Häuschen mit allen ſeinen Armen umſchlang, um deſſen Mängel zu verdecken, oder um ſeine auseinander ſtrebenden Teile zuſammenzuhalten. Was davon auch ſeine Abſicht war, er erreichte ſie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und ſeine Mutter, die Schweſter der Heiterethei, im fernen Dienſte! O, es war Stoff genug zu ſorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Kachelofen hervor ſeine Kollegen im ſinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offen halten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer ſchwächer zwiſchen Einnicken und gewaltſamem Emporraffen. Zum Glück iſt die Sorge kein dauernder Gaſt bei der Heiterethei, und langes Sitzen iſt auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich ſtraff aufrichtend, ſtrich ſie die Schürze glatt und ſagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's genug am Bach, die Löcher zu verſtopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin geſund und ſtark, und ſie ſollen mich nicht umſonſt die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und ſich krank ſorgen, wer will, ich nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gaſthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Geſicht als das Häuschen der Heiterethei. In ſeine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem intereſſanten Weſen hineinzuſchreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchſten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes ſich veilchenhaft unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit ſeiner Beſitzerin zu vergleichen, der Gringelwirts-Valtineſſin, ſo genannt, nicht weil ſie ſelber, ſondern weil ihr verſtorbener Ehegatte mit ſeinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtinessin eben der Morzenschmiedin gegenüber sitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtinessin machte den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtinessin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher, hereintretend, seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemütlicheren Eindruck als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandenen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen an-

deren freilich ſpricht ihre Gebärde: ich kenne ſie nicht. Aber deren ſind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Valtineſſin-Ev', iſt bei weitem ſo leutſelig nicht. Und ſie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß dieſe nicht ſo ſtolz iſt, als ſie in Betracht ihres Anſehens ſein könnte und der Meinung der Ev' nach ſein ſollte. Sie kommt ſelten in die Wirtsſtube und wäre auch jetzt nicht da, befände ſich unter den Gäſten nicht der Adams-Lieb, den wir ſchon kennen. Nicht daß ſie ihm beſonders zugethan wäre, aber er iſt's ihr, und ihr erſcheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wiſſen muß. Und von dieſem iſt eben die Rede.

„Ihr ſeid ja auch die Tag' bei ihm geweſt", ſagte der Morzenſchmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meiſter Schramm.

Dieſer verwunderte ſich oder ſchien das wenigſtens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leiſes Kopfſchütteln übrig behalten; das gab ihm ein Anſehen, als verwundere er ſich über alles, ſelbſt über ſich und ſeine eigenen Reden.

„Ja", entgegnete der Meiſter in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern ſtädtiſchen, Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners verſah. „Ja, aber einen desgleichen Menſchen hab' ich mein Lebtag nicht geſehn."

„Ihr red't vom Holder?" fragte der Adams-Lieb und that dabei ſo männlich, als ihm möglich war.

„Euch ſollt' man eigentlich nach ihm fragen", meinte der Schmied. „Ihr ſeid ja das ander' Pferd am ſelben Wagen mit ihm."

„Kann ſein", lachte der Burſche, „daß das einmal iſt geweſt. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders."

„Ja", ſagte der Schmied, „Ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt Euch nicht mehr in ſein Haus."

„Er läßt?" that der Adams-Lieb höhniſch, aber höhniſch wie ein Mann. „Ja, ſie ſind ſauer, hat der Fuchs gemeint, wie die

Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr solche, wo die Leut' nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben."

„Seit der Geschicht' in der Schwane", begann der Schmied duchsig wieder. „Aber so sind die Leut'. Sie sagen, er hätt' Euch 'raus geräumt. Am End' ist's umgekehrt gewesen."

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen."[1]

„Und ich meint'", versetzte der Schmied, „es müßt' ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut' sind tüchtige Glockenknöppel[2]. Wer da seinen Kopf zur Glocke muß hergeben!"

„Ich hab' ihn wollen abwehren", sagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganz' Sach'."

„Hab' ich's doch gedacht!" meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „Ja, die Leut'! Da haben sie gesagt, Ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und Ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' so in der Rage gewesen, daß er hätt' gemeint, ihr wär't auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' gewest. Und da hätt' ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt."

„Da seht Ihr's doch gleich", sagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's so wär' gewest, so will ich einmal annehmen, er thät' uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probiert. Es ist schon lang' keine Ehr' mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurechtbringen. Zuletzt hab' ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End' sich selber der Nächst'. Haben die Leut' doch schon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele, und der Holders-Fritz' thät sie nur verschießen."

---

[1] Offenbar schwebt ihm das geflügelte Wort vor: „Man hört wohl läuten, aber weiß nicht, wo."

[2] „Knöppel" soviel wie „Klöppel".

Der alte Meiſter Schramm verwunderte ſich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja“, zitterte er, „er läßt gar keinen zu ſich, und wär' ich nicht ſein Lehrmeiſter geweſt — aber angekommen bin ich ſchlecht genug. Ich hab' gemeint, als ſein alter Lehrmeiſter müßt' ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir ſollten die Händ' über den Kopf zuſammenſchlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er ſo mit dem Beil in die Reif' hineingehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen ſind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit geſunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich ſelber geraten iſt. Mir iſt's recht juſt gerad' ſo vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig.“

Jetzt ließ ſich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn ſo hat erbittert? Ein Ding will doch eine Urſach' haben.“

Der Adams-Lieb räuſperte ſich. Neben der Bemühung, dies ſo männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur ſagen wollt'!“

„Ihr wißt's“, ſagte der Schmied zu ihm.

„Ich?“ meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „Was ſoll ich wiſſen? Ich weiß nix.“

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich ihm gegenüber. Dann ſchlug ſie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und ſagte: „So red't Ihr. Aber wer am Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt, der läßt ſich nix vormachen. So red't Ihr, aber hier ſitz' ich und ſag': Ihr wißt's.“

Auch die Morzenſchmiedin erhob ſich. Wie ſie daherkam, glich ſie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälderuhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte und die lange, ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellte. Der kurze, ſpitz ausgezackte

Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Valtinessin in seinem notreisen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang'andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Valtinessin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie dieselbe nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwiesen, griff sie zu einem anderen, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert."

„Er?“ ſagte die Valtineſſin und ſchwenkte unwillig die Haube. „Er iſt niemand. Ein Dieb will der Meiſter Weber ſagen.“

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl einer“, huſtete er, „der vor einem Dieb erſchrickt? Das iſt dem Dieb ſein Handwerk, und über einen, der in ſeinem Handwerk ärbet, erſchreck' ich nicht. Freilich hab' ich erſt gemeint, es iſt einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch ſehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen iſt, als müßt's der Holders-Fritz ſein der Statur nach, und in ſeinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erſchrocken, daß derjenig' über mich erſchrocken iſt, und hat ſich wild umgeſehn, hat ſeine Hand vor ſein Geſicht gehalten und fort — iſt er geweſt. Ich mein', er iſt in den Bach geſprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen ſollt'.“

So huſtete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Huſten vorſtellen ſollte.

Das unſichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!“

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': das iſt kurios!“

„Aber ich hab' gedacht“, meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, ſo müßt' doch was ſein, worauf er lauern thät'.“

„Ja“, ſagte die Valtineſſin, „es iſt finſter, und der Meiſter Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz geweſt ſein.“

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal ſchwer, Verſtand in ſein Huſten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?“ rief eine Stimme, die ſo ſchnell redete, daß man meinte, ſie habe die fünf Worte zugleich geſprochen. Als ſie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihren Reden eine eigene Bewandtnis. Das erſte Wort jedes Abſatzes ſtellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erſt durch ein gewaltſames

Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tisch hervorsprang, als wollte er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Selterslasche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhülfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart teilte es in zwei fast gleiche Teile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Valtinessin, aber das ist nicht wahr gered't."

Da die Valtinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt", entgegnete sie. „Der Meister Schraum hier ist ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus."

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Saalfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „M—i—i—it Vergunst von der Frau Valtinessin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Aa—a—als ein solcher hab' ich zwei Jahre lang bei dem Meister Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein ist gewest, als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunst von der Frau Valtinessin."

„Ein Mensch will Er sein und ein Büttnergesell? Ein Saalfelder ist Er", sagte die Valtinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Saalfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Saalfelder war zwar anderer Meinung. Er kam wie-

der hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meiſter Schramm bezeugen, wie der Meiſter Holder iſt geweſt. Dddd—denn der Meiſter Holder iſt auch auf mich zugekommen mit unvorſichtigen Griffen wie ein Rohaliſt[1], das er immer iſt geweſt. ‚Mmmm—meiſter Holder', hab' ich geſagt, ‚ich bitt' Ihn inſtändig, ſich nicht zu vergreifen.' ‚Wwww—wenn ich meint', einen rechtſchaffenen Menſchen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich', hat er geſagt. Jiii—ich hätt' ihm noch mehr geſagt, wäwär' ich nicht zufällig ſchon draußen geweſt. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgeſell', iſt von ſe—elber gegangen vor Zorn über mich, daß der Mei—eiſter einen rechtlichen Kunſtgeſellen ſo behandelt hat. Dddden—denn es iſt eine Kunſt und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—ſtet mich ſechzehn Groſchen: das Gg—ganze der Böttcherkunſt mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin."

Für dieſe war der gute Saalfelder gar nicht mehr vorhanden; ſie ſtrich ſein Gedächtnis in Geſtalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' iſt davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„Fffreilich geht er", ſprudelte der Saalfelder. „Mmmüßt mir's der Lehrer (Lehrling) nicht geſagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben iſt, wei—weil er ein Schurk' iſt ſeines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun, von wweger er iſt erſt ſechzehn geweſt. Dddder muß nun die Beſtellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren[2], von weger weil der Meiſter mit niemand reden will. Dddda ſitzt der Meiſter auf der Schnitzbank und ſagt: ‚Ththu' ich's oder ththu' ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh' ich nach Amerika.' Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor ſich in die Schnnnitzbank geſtochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat geſehn, daß der iſt in der Wewerkſtatt geweſt, dda iſt er erſchrocken käſeweiß, dddaß dem Lehrer 's hat gegruſelt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggnnſt von der

[1] Royaliſt im tadelnden Sinne der Revolutionszeit.
[2] Vereinbarungen treffen.

Frau Valtineſſin. Unnnd hernach hat ſich der Mei—eiſter angezogen, ddder Lehrer hat's durchs Schlüſſelloch geſehn, aber nicht wie ein Chchchriſtenmenſch, ſondern wie ein italjäniſcher Banditer; ſo hhhat er das Fſutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es iſt ſchſchon dämmerig geweſt, aber er hat noch gewart't, bis es Nnnnacht worden, und hat dem Llehrer erſt nnnoch gute Nacht geſagt und gethhan, als wenn er ſich niederlegt', eh' er iſt gggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunſt von der Frau Vvaltineſſin."

„Nach den Weiden", zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtineſſin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Saalfelders auf ihren Knieen heimzuſchlagen, als ſich die Stimme des Uhrmachermeiſters Zerrer erhob. Der Mann ſchien bei ſeinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus ſeinem Knarren und Schnarren ſchien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?"

„Es war am Weidenweg", ſchnarrte der Uhrmacher. „Ja, wenn ich mich recht beſinn', ſo iſt mir die Heiterethei nicht lang' zuvor den Weidenweg her begegnet geweſt. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineſſin kann's glauben, ſo gewiß ich ein Luckenbacher bin."

„Hm", ſagte die Valtineſſin und ſchwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich beſinnen, wo Sein Großvater ſelig wohnhaft iſt geweſt in Luckenbach."

„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen", entgegnete der Uhrmacher. „Mein Vater iſt erſt hergezogen nach Luckenbach."

„So, auf dem — Schwarzwald", ſagte die Valtineſſin und dehnte den Schwarzwald, daß ſeine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu ſtehen kamen: „Das iſt, wo die Katholiken ſein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen."

„Das iſt mir nicht bekannt", ſagte der Uhrmacher. „Aber von den Schwarzwälderuhren weiß die ganze Welt."

„Die ganz' Welt?" ſagte die Valtineſſin und ſchob ſie mit der linken Hand geringſchätzig beiſeite. „Das kann ſein. Aber von Luckenbach weiß ſie nix. Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, Gott ſei Dank! es iſt noch kein Luckenbacher geweſt, der Uhren hätt' gemacht!"

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, ſo wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's ſag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah' über den Haufen gerennt, wie er den Leuten iſt ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich ſelber geſehn."

„Und die Heiterethei?" ſchob das Heimchen, hinter dem Ofen hervor, ein. „Die iſt erſt vorbeigeweſt?"

„Nein", ſagte die Ev'. „Aber weit war ſie nicht; das iſt ſchon wahr. Und den Weg iſt ſie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine beſſere Luckenbacherin ſagt, als Sie ſelber iſt. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie."

„Ja, was das für ein Mordmädle iſt", lachte die Valtineſſin voll Mutterſtolz, „die Ev'! und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, mein Heerle ſelig iſt Burgemeiſter von Luckenbach geweſt, und alle Leut' haben geſagt, ich bin ihm wie aus den Augen geſchnitten."

Das war eigentlich der Nachſatz, zu welchem jenes Obſchon urſprünglich gehörte. Wenn ſie dies ohne den Nachſatz brachte, ſo war das jedenfalls Beſcheidenheit, und ſie rechnete darauf, daß der Hörer dieſen in ſeinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meiſter Schramm wunderte ſich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen geweſen ſein, aus denen man eine Geſtalt wie die Valtineſſin ſchneiden konnte! Von einem Bürgermeiſter, der ſolche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja", ſagte der Meiſter Schramm, „in Luckenbach iſt dafür auch die Frau Valtineſſin der Hanswurſt in der Komödie."

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Baltinessin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

„Ihr wißt noch was", zirpte es, „Ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Baltinessin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Saalfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

„Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarr'n aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden."

„Ja, so ein gemeines Ding ist die", sagte die Ev'.

„Und", meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was Ihr für einer wär't. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben."

„Was die Leut' sagen!" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „Die Frau Baltinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebkarr'n, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmre mich nur um mich."

Der Schmied sagte vorderhand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiterethei?"

„So hab' ich ihn noch nicht geſehn gehabt", entgegnete der Adams-Lieb. „Er hat nicht können ſprechen und hat nur mit den Zähnen geknirſcht und die Fäuſt' nach ihr geballt! Und von Stund' an iſt er ſo wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch iſt."

„Hm! Hm, hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verſtand hat, womit er denken kann, der mag ſein Teil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' ſollen über den Kopf zuſammenſchlagen. Da will einer was thun und ſticht mit dem Schnitzmeſſer vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da ſagt einer erſt gut' Nacht, als wollt' er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjäniſcher Bandit, damit ihn niemand ſoll erkennen und alle Leut' ſollen glauben, wenn was draußen paſſiert, er iſt nicht herauskommen aus ſeiner Werkſtatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer iſt die Eine? Das iſt eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können ſprechen und hat nur die Fäuſt' geballt und mit den Zähnen geknirſcht. Und da merkt er nicht bei ſeinem Lauern, daß die Leut' dahinter müſſen kommen. So ganz toll und blind iſt er in ſeiner Wut, und verbeißt ſich nur immer tiefer in ſeinen boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorſehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Und wenn ſo was in den nächſten acht oder vierzehn Tagen paſſiert, hernachen denkt an mich!"

„Ja", ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „Ey', gib mir den Regenſchirm und die Latern'. Eh' ſo was ſoll geſchehn, da iſt erſt die Valtineſſin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da ſoll nix geſchont werden."

Der Schmied bekam wieder ſeine unſichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: „In ſolchen

Zeiten lernt man jene Leut' kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der Einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz' ich und sag': —"

Und wer weiß, was die Valtinessin gesagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt Ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt' wunder, was sie wär'. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür sie gut ist, und Ihr bleibt, wo Ihr hingehört!"

„Nu", besänftigte die Valtinessin, „sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ist's freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht."

„Wenn Sie hingeht", sagte die Schmiedin noch zur Valtinessin, „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort gesagt. „Hm", dachte er, als er sich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Wut kommt, wird sie mich am End' schon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich sie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr, und eine Viertelstunde darauf schlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei, den Tag nach unserem Besuche im Gringel, abends auf dem Heimwege war, erschrak sie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegenkam.

„Ist was passiert?" fragte sie die Alte. „Das Liesle ist doch nicht krank?"

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her schon mit den Zähnen gehabt", sagte die Heiterethei; „sie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?"

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe

in den Händen, als fürchte ſie, ſonſt zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei ſolchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte ſie ſo eigen, und all ihr Winken und Deuten ſtrahlte von Feierlichkeit.

„Aber was iſt das nur mit Euch?“ fragte die Heiterethei, indem ſie unwillkürlich ſtehen blieb.

Die Annemarie ſchlug die Schuhe zuſammen, weil ſie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leiſes und vornehmes Sprechen erſtaunen, als die Annemarie ſagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drinn' ſind ſie. Sie ſind drinne.“

„Wer denn?“ fragte die Heiterethei ungeduldig

„Ja, die Weiber!“

„Ja, die Schneiderin da vom —“

„Die?“ ſagte die Annemarie ordentlich entrüſtet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich ſollt' denken! Daß mir ſo was noch auf meine alten Tag' paſſiert!“

„Wenn Ihr's nicht ſagen wollt“, entgegnete die Heiterethei ungeduldig, „werd' ich's ja ſehn, wer's iſt.“

Die Annemarie aber hielt ſie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle ſind. Die Gringelwirts-Valtineſſin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenſchmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtineſſin einen Blick in ihren Augen, der iſt nicht auszuſagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäſ' Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!“

„Ja“, lachte die Heiterethei, „wenn die Valtineſſin auch nicht die größt' Frau im Städtle iſt, die dickſt' iſt ſie gewiß.“

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und ſchlug die Hände zuſammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als ſie die Annemarie ſich ſo feierlich gebärden ſah. „Eure großen Weiber! So groß iſt doch keine dabei, wie der ſteinerne Chriſtoffel am Rathaus.

Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Woche verthan."

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt Ihr denn? Meint Ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut' selber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen."

„Ja, aber was ist's denn?"

„Wenn ich's wüßt'! Da ist die ein' um die ander' gekommen und hat gefragt, ob Ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für Euch und sonst für niemand."

„Aber Ihr werd't doch nicht!" unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie Ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' Euch Eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich Euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich Euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie Ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und Ihr red't auch immer so laut, da wollt' ich —"

„Ja, wenn Ihr mir haußen schon die Geduld alle macht", sagte die Heiterethei ärgerlich, „hernachen seid Ihr selber schuld, wenn ich drinn' keine mehr hab'. Zieht Ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will Euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein."

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn Ihr 'nein kommt. Seht Ihr, Annedorle, ich hab' Euch gekannt, wie Ihr noch war't

wie das Liesle; nur einen Reiger! Thut mir nur den Reiger zulieb' noch vor mein'm End'."

„Vor dem Herrgott mach' ich einen Reiger", lachte die Heiterethei, indem ſie die Alte von ſich abſtreifte. „Und Eure drei großen Weiber ſind noch lang' kein Herrgott. ‚Das iſt mein Häusle', hat ſelber Spitz geſagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, ſie ſind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, ſo bin ich mir recht, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß ſie nach dieſem Trumpf noch einen Verſuch hätte machen ſollen. „Das iſt einmal eine!" ſagte ſie kopfſchüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raſchen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beſchäftigt, das kleine Liesle und ſeine Garderobe zu muſtern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei ſagte eintretend in ihrer friſchen Weiſe: „Einen guten Abend" herein. Die Annemarie machte den Reiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müſſen. Als dieſe die Beſchäftigung der Frauen ſah, begannen ſich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, ſo unverſchämt ſind die großen Weiber! Als wär' die Armut und ihr bißle Sach' bloß, damit ſie dran könnten ſehn, wie reich ſie ſind."

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, ſchlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr iſt, das muß man ſagen; das Annedorle iſt das ordentlichſt' und bravſt' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei", ſagte die Weberin. Es ſah aus und klang, als ſpänne ſie an einem unſichtbaren Spinnrade und ſänge dazu. „Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüſch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf ſel-

dem Bild, das lacht und in die Händle patscht, und der Bär hat's schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Valtinessin."

„Ja", sagte diese, „aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz' ich und sag', der Bär soll das Annedorle nicht beißen, solang' ich eine Zunge hab' in meinem Hals."

Die Schmiedin sagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiterethei sah die Frauen, eine nach der andern, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht", spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's so ruhig wollt' mit ansehn. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!"

„Ich meint'", sagte die Schmiedin, „da auf dem Herd müßt' sich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tischle", spann die Weberin; „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„In mein Häusle kommt solch Zeug nicht", entgegnete die Heiterethei. „Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn'."

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurückzunehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

„Ja", sagte die Valtinessin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die soll'n mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple[1] und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein."

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zu-

[1] Obertassen.

traute, dafür bedankte ſie ſich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem ſie ging, dachte ſie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich ſo notwendig hin hab'." Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ ſie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na", ſagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd[1] da iſt's auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wiſſen's allemal, wenn ich weg bin. ‚Ja', ſagt die Schneiderin neben mir, ‚das iſt auch eine Kunſt; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenſchmiedin daheim iſt oder nicht.' Die denken eben nur immer an die jungen Burſch'."

„Ja", ſpann die Weberin, „an den Lohn denken ſie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch ſelber machen mit ſeinem kranken Leib. So ſchlimm iſt's noch nicht geweſt mit den Dienſtboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachſen iſt. Wie wär's denn mit der Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!"

„Ja", ſagte die Heiterethei, „daß ich mir den ganzen Tag ſollt' laſſen befehlen von einer Frau, wo nix verſteht? Ich ſeh' ſelber, was zu thun iſt, und ſagen laſſ' ich mir nix. Ich hab' ouch ſo zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr."

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Wer am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der hat andere Zeiten d'erlebt. Mein' Ev', das iſt ein Mordmädle, was Ärbeten beſagt, aber es iſt zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich ſollt' auch zu Haus ſein, aber obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag', wo's meinem Nächſten gilt, da ſeh' ich das Meinig' nicht an."

[1] Magd.

„Ja, so ist man einmal", spann die Weberin den Faden der Valtinessin fertig.

„Und hernachen", schlug ihn die Valtinessin auf ihren Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind."

„Mein Mann", knüpfte die Schmiedin einen andern daran, „der wird auch brummen."

„Und meiner husten", spann die Weberin ihn fort.

„Na", nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär', ich möcht' fehn!"

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!" zerriß der Weberin der Faden. „Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust' in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust't den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt', was der für einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt."

Die Valtinessin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen", sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' gewest: alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!"

„Das heißt", sagte die Schmiedin. „Ich brauch' meinen nicht zu loben." Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

„Na", spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt wie meinen. Ich tausch' mit keiner nicht."

Die Heiterethei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett

geſetzt, und das Liesle trieb Poſſen um ſie herum. Der Heiterethei war's ſchon komiſch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen ſaßen und ganz vergeſſen hatten, was ſie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz ſie trieb, daß erſt jede die Elendeſte, hernach die Glücklichſte ſein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieſes ſchoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen ſich erdreiſten könnte, davon hatten ſie ſo wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb ſo eilig zur Thür hereingerannt, wenn ſie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin ſei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte ſie. Sie wagte ſogar, von dieſer, nachdem ſie den größten Teil freilich dem Kaffe und den Taſſen auf Rechnung geſetzt, einen ganz kleinen Reſt für das Wiederſehen ihrer Perſon zurückzubehalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog ſie ſich ſogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Baltineſſin das fertige gekoſtet und die Geſchicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Reſt des Tages über keinen Wunſch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger ſein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End' noch zulieb' thun ſollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiterethei kam's drollig vor, daß ſie in ihrem eigenen Häuschen bewirtet werden ſollte. Sie ſagte: „Trinkt nur euer Zeug ſelber; ich mag keins."

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte ſich eigentlich bedanken müſſen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Taſſe war es, daß die Rührung wiederum

eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Gethu'", wie es die Annemarie bei ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtinessin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: „Wenn der Holders-Fritz wild ist, bin ich noch wilder." Wie seines Entschlusses, „es zu thun", seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: „Er ist eben in das Weiden-Wirtshaus gegangen." Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es ist, das er Euch will thun!" brach die Schmiedin aus. „Das ist das schrecklichst', daß man das nicht einmal weiß."

„Ja", bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, „man zerbricht sich den Kopf und bringt's doch nicht heraus."

„Ja, was er will?" sagte die Heiterethei mit mutwilligem Ernst. „Was er will, daß er da am Häusle lauert? Frei'n will er mich, und ihr werd't's nicht hindern."

Über diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiber"[1], sagte sie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauschen."

„Nu", meinte die Heiterethei, „wenn er nicht meinetwegen aus Häusle kommt, so hat er's auf Euch abgesehn, Bäs Anne-

[1] „Weiber" ist hier ähnlich wie in dem Ausdruck „große Weiber" als ehrende Anrede aufzufassen.

marie. Gesteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da."

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtineſſin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptmädle, beinah' wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie ein Mal um das andere Mal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übelnehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtineſſin war die erste, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu'" hineinzukommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach' ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz', so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab' errettet."

„Ja, laßt Euch raten, Annedorle", sagte die Schmiedin. „Geht beileib' nicht bei Nacht aus Euerm Häusle!"

„Und verschließt's auch bei Tag", spann die Weberin, „solang' wir nicht bei Euch sind."

Die Valtineſſin schwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag' ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, ihr meint", lachte das Mädchen, „verhungert ist auch gestorben, und wer tot ist, dem thut kein Mensch mehr was. Da habt ihr schon recht. Ich aber denk', es ist besser, es will mir einer was thun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch recht."

„Wenn ich das Annedorle wär'", sagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als einen, der sie gern nähm'."

„Ja", spann die Weberin, „ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann sein", sagte die Heiterethei gereizt, „daß andere Arzneigläser sind gewest, eh' sie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's so gefährlich ist, warum gehn denn die

Arzneigläser herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auflauern, das ist obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut", spann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht", fügte sie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Ursachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja", sagte die Weberin, „das Annedorle ist das bravst' unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix Unrecht's an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt' ich doch nicht Arbet und alles lassen liegen und wär' hierher gekommen mitsamt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim", sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammennahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja", schloß die Valtinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl' will ich lassen herbesorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht", warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr."

„Wenn ich nicht lachen ſoll", ſagte die Heiterethei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geſchicht' iſt nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Arbet, und bei Nacht verſchließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterſchleif, eine Art Kirchenraub geſchienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbuſch ſchien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er ſich vor Lachen ſchüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem verſprochenen Beſuche der Valtineſſin, Weberin und Morzenſchmiedin. Die Heiterethei hatte ſich jeden Tag über die wachſende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den geſuchteſten Vorwänden zu ihr kamen, um ſie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um ſo zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die ſie bis jetzt für hochmütig, ja, für ihr feindſelig gehalten, dieſes in ihrem Herzen abzubitten.

Erſt meinte ſie freilich, nur der Neugierde, ihr Hausweſen zu ſehen, habe ſie den unerwarteten Zuſpruch zu danken. Aber dieſe wäre beim erſten Male geſtillt geweſen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzuſprechen. Und nie hatten ſie ſo oft vorbeizugehen gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag beſſer von den großen Weibern. Und wenn ſie ſich's auch nicht eingeſtehen wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten ſich die Frauen immer mehr, daß ſie nicht früher eingeſehen, welch ein braves, aller Achtung und Hülfe würdiges „Tier" die Heiterethei war; beſonders wie gut und recht ſie an dem Kinde ihrer Schweſter handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz", sagte sie, „daß er jetzt auf mich lauern thät'! Wild ist er gewest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt' keiner was Unrechts von ihm sagen, und die Leut' im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär' gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist."

„Ja", sagte dann die Schmiedin, „das ist alles recht, aber der Herr Vikares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt: man soll nicht ansehn, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ist's, warum man einen Menschen soll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tischlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menschen hat gerett't, da ist's ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß er's aus Christenlieb' thun, und was einer nicht aus Christenlieb' thut, das ist Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb' will aus dem Wasser ziehn, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon recht."

„Ja, aber", sagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht

einmal gewiß, ob er's iſt geweſt, der die Kirch' hat gerett't. Wenn man alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben ſo groß wie ein Ochs."

„Na, ich will nichts ſagen", ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl' war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die allerem ſigſt', wo beim Löſchen geweſt iſt; der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr gethan wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar' ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein anderer das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl' angebrennt gehabt? Wer iſt's geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſt's geweſt. Und ſo, hat der Aktuarius hernachen geſagt, ſo iſt's gewöhnlich, und drum paſſen die Herrn allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt."

Da ging den Frauen ein Licht auf, ſo hell und ſchauerlich als der Brand der Leiermühl' ſelbſt.

„Ja", ſagte die Tüncherin leiſe, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal[1] hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift't", ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Gebärde, die hieß: „Hab' ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegenging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schickſal.

Die Heiterethei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Baltineſſin

[1] Selbiges Mal, damals.

hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine andere Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, so traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Überfallsversuche des wilden Holder, so redete man von andern Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und anderswo noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heimkam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andere als die Heiterethei mürb' geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selbst wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

„So ist's", zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor, — wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengäser — „wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's niemand, und weil er meint, die Leut' sehen's ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hineinkommen, weil er nix anderes hat, womit er sich könnt' eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffenen Gevatter oder so aus der Sach' reden thät', da würd'

manches nicht geschehn. Wißt Ihr, was ich thät', wenn ich Ihr wär', Meister Sacher?"

„Nu?"

„Ich ging auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„Ja", entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, „die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb' recht stehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da krägen[1] sie nix, wenn ein Dieb stiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisd'or."

„So werd't Ihr doch in die Gericht' gehn, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch so schrecklich, wenn's passieren sollt', und Ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf Euerm Gewissen!"

„Ich hab' mit dem Meinigen genug zu thun", entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', so wird doch einer von euch in die Gericht' gehn?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zusammenschlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß', wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeitlang geschwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' gehn, kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!"

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

---

[1] Kriegten.

„Nun?“ fragte er die Schmiedin, die, eben heimgekommen, ihren blauen Mantel von sich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur[1] in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?“

„Laß du's nur die Valtineissin hören“, entgegnete die Schmiedin, „die würd' dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Korporal eintränken, wie sich's gehört'.“

„Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du braucht'st keine Trommelschlägel.“

„Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich magerer bin als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.“

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtstuben was!“

„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Recht's versetzen thät', du legt'st gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarr'n nicht vergessen. Spott' du nur, spott' du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Ärger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht.“

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiseit! Ich denk' schon lange nicht mehr so, wie ich da red'. Du wirst mir immer kaputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'.“

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck“, sagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüt.“

„Wenn ich sein Gethu' kenn', so ist's doch sein Ernst“, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck, Lene; versteh' mich recht. Wenn dir's angst wär', daß der Heiterethei was sollt' geschehn,

[1] Du jour.

das wär' Neugier, und ich kümmert' mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das ist, daß der Heiterethei könnt' geschehn; guck, das ist christliche Lieb' zu deinem Nächsten, und da will ich dem Fritz einmal aufpassen und sehn, was ich kann 'raus bringen. Heut ist die Heiterethei im Leinjäten[1]. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finster. Wenn's wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt's wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm'."

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so in ihr christlich Herz gesehn, einen Beizbraten[2] und rohe Kartoffelklöße[3], sein Lieblingsessen, für morgen mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" sagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergescheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles besser wissen will. Wenn's nur was recht Schrecklich's wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht etwa was Schlimm's, aber für das Schlimmst' kann man sich leichter trösten, wenn's einmal nicht zu ändern steht, wenn man's nur wenigstens weiß. Na, wenn's zu machen ist, der Duckmäuser macht's gewiß. Und er ist doch nicht so greulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe[4], die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

---

[1] Flachspflanzungen von Unkraut säubern.
[2] Gebratenes Pökelfleisch (Kasseler Rippespeer u. dgl.).
[3] Die bekannte Thüringer Nationalspeise.
[4] Jobbe, Jacke.

„So spät Feierabend, Annedorle?“ sagte der Schmied, indem er stehen blieb. „Eure Bäs hat da schönen Lein.“

„'s ist eben noch nicht spät“, entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt' auch größer sein.“

„Na, wenn heint[1] der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam find't er's nicht gleich wieder. Geht Ihr mit den Ulrichssteg, so seid Ihr nicht allein.“

„Kann sein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott!“

Dabei ging sie singend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein „Das Mordmädle!“ auf der Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt.“

Und das wär' kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu verieren, traf weit eher eine verwandte Saite im Gemüte des Schmiedes an, — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei[2] im Ulrichsholze angelegt und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andere Dinge dafür hineinpraktiziert.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Possen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

[1] Ursprünglich soviel wie „heute Nacht“, dann für „heute“ überhaupt.
[2] Seltener für „Schneise“, soviel wie ausgehauener Grenzweg im Forst.

„Gut", meint er, „daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling'[1], die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!"

Immer duchsiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

„Nun müßt' er ins Wasser springen", lachte er leise vor sich hin, „sonst hab' ich ihn." Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer[2] abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Fritz. Und der Fritz ist's wirklich, der erst Miene macht, ins Wasser zu springen, aber als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm", sagte der Morzenschmied wie verwundert, „bist du's, Fritz? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht und du willst ein bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewest, und in der Eil' hast du beim Ausziehn die Ärmel mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt."

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann sein!" gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um so lieber.

„Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ich hab' gesagt: das ist vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannst dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der hast du's recht angethan."

[1] Windung.
[2] Pfeifenstocher.

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Fritz machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz sagte in einem Tone, der leicht klingen sollte: „Die! Wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wissen, wie!"

„Nu", entgegnete der Schmied lauernd, „die ist ganz in dich verschameriert[1]."

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: „Die Heiterethei und verschameriert! Du weißt nicht, was du red'st, oder morgen ist der Jüngst' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt."

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenschmied ist's, der mit dir red't. Zu viel kann ebenso leicht Verdacht erwecken als zu wenig." Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgültiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: „Hm!" Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton besser als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiterethei und verschamerieren! Ich mein', das Mädle ist ein verkleideter Jung'. Aber — was ich sagen wollt' von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär' umgekehrt. Du wärst in die Heiterethei verschameriert."

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

„Das ist die Wut, daß ich nix mehr von denen wissen will",

[1] Verliebt.

lachte der, und der Schmied sagte: „Freilich, das ist's, und das mein' ich eben. Sie sagen, du paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber sie möcht' nix von dir wissen."

Eh' der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verriet dieses Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpassen!" lachte er; „möcht' wissen, wo! Weidenhaun geh' ich; da siehst du die Barte." — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: „Darin sollen sie auch recht haben; nicht mit der Verschamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein' ich." — Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt' lauern gesehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck, mir mußt du nix weis wollen machen; was thust du denn jetzt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär' gekommen, hätt' sie dir nicht den Possen gethan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel."

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt, und wie die Heiterethei von dir red't."

„Ho, ho!" sagte der Fritz verbissen, „vielleicht red't sie bald anders. Die Leut' wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab'."

„Ja, und sie meinen", fuhr der Schmied fort, „aus lauter Respekt vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier gingst und ein ordentlicher Kerl wärst geworden, und einmal könnt's bei dir heißen wie beim — Läpplesschneider[1]: Respekt muß sein im Haus."

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritz, als hätt' er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

„Guck", fuhr der Schmied fort, „mir kannst du's sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum. . ."

Der Fritz hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: „Kann sein, daß ich ihr auflaur', kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' bestellt."

„Ja, das", fragte der Schmied, „wo unter die Jacken sollt' zu verstecken gehn, wenn du ins Reifhauen gingst, daß die Leut'". . .

„Ist's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„Hm!" sagte der Schmied erschrocken; „aber du wirst doch nicht — du hast doch nicht etwa". . .

„Nix werd' ich und nix hab' ich", lachte der Fritz, der sich besonnen; aber dieses Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich gesprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wütend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringst, da wird keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es einmal heißt wie bei dem Läpplesschneider: Respekt muß im Haus sein."

[1] Flickschneider.

Aus ſeinem Lachen klang ſchlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das ſchauerliche Lachen, als der Fritz ſchon an ihm vorbeigerannt war.

„So duchſig", dachte die Schmiedin, als ſie den Schmied zur Thür hereintreten ſah, „iſt er noch nicht heimgekommen. Sonſt duchſt' er wohl auch, aber aus Duckmäuſerei; aber dasmal iſt er doch ganz wie verblaßt. Und ſo zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er ſie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, ſo lang' ich ihn hab'. Und das Schluckſen hat er auch noch nie ſo ſehr gehabt. Ich ſeh' ſchon, er will nicht reden; aber ich will ihn ſchon dazu bringen."

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s iſt nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf."

Seine Gebärden ſprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein ſpezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern ſich einlaſſen konnten.

Er duchſte ſchon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an ſeinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran feſt. „Daß du immer die feinen Hemder zur Ärbet anziehſt! Haſt du denn den Fritz getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck iſt's doch wohl nicht. Aber warum red'ſt du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer ſein. So wirſt du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenſchmied, ſo wirſt du doch nur ein Wörtle können ſagen? Und es iſt doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenſchmied, ſo ſag' nur wenigſtens, willſt du die Klöß' morgen mit Graslaub[1] oder nicht? Es hat juſt wieder ſo zarte Schüßle[2]. Das iſt doch ſonſt dein Leibeſſen geweſt."

Die Schmiedin ſah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied ſetzte ſich mit allen Anzeichen innerer Er-

[1] Wohl eine Salatart (Rabinschen?).
[2] Triebe.

schöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah' als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „Ich muß dir sagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen."

„Wo hast'n denn angetroffen?" fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch."

„Im Busch?" schauderte die Schmiedin. „Mitten drin im Busch?"

„Mitten drinn."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drin. Denn so viel Zeit verging, eh' er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdes im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die anderen Weiber um sie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Korporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

„Ja, guck", sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„Aber was denn?"

„Daß er das thun wird."

„Was thun wird?"

„Das! — Ja, guck, der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch." Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das sieht sie all' die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammte Schlucken!“ fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck, er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er geſagt, das er unter der Jacken kann verſtecken. Er hat das nicht ſo deutlich geſagt, wie ich's dir da erzähl', aber es iſt gewiß und wahrhaftig; er iſt wütend auf die Heiterethei. Ich dacht' erſt, die Sach' wär' anders und hab' meinen Spaß wollen haben. Aber — na, vor ſo einem Spaß bedank' ich mich. Er hat geſagt, die Heiterethei ſoll bald aufhören, von ihm zu reden.“

Die Schmiedin ſchlug die Hände über ihrem Kopf zuſammen. Sie empfand zugleich, wie ſchrecklich das ſei, und auch, wie ſie ſich ausnehmen wird dabei, wenn ſie's den entſetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht“ — ſagte der Schmied aufſtehend.

Die Schmiedin ſuchte währenddes im Eßſchrank unter den Kaffeetrichtern und Taſſen. „Iſt der Fenchelthee ſchon wieder alle?“

In der Kammerthür wandte ſich der Schmied noch einmal halb um. „Daß du mir niemand davon ſagſt. Wenn was geſchäh', und die Leut' könnten ſagen, wir hätten's vorher gewußt ....“

„Thee muß da ſein für das Gottlieble. Das wär' eine ſchöne Geſchicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menſchen, wenn man ſie braucht. Die Mäd hat ſich in den Finger geſchnitten, und die Geſellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilft's, ich muß ſchon ſelber in die Apotheken.“

„So kämen wir ins Teufels Küchen, hörſt du?“

„Sag' mir nur nix“, entgegnete die Schmiedin faſt erzürnt. „Ich dächt', du kennteſt mich doch.“

Der Schmied verſchwand mit einem bedeutſamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin ſetzte ihr Ziſſerblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuſe um die Schultern. Schon an der Stubenthür blieb ſie noch einmal ſtehen. „So glaub'

ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut' sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gass' gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilft's? Thee muß man im Hause haben", sagte sie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie versammelt gewesen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz eigen und zu so ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja", sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eigne[1] Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen — „ja, wenn ich's nur könnt' beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen thut."

„Ja", meinte die Tüncherin, „das bedeutet ander Wetter."

„So, ander Wetter?" sagte die Valtinessin. „Und ist's denn anders geworden etwa? Ist's nicht das best' geblieben? Nur

[1] Eigenartige.

noch zweimal haben sie so gekräht, daß ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Württemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad' haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirtshaus. Die Weberin da ist meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wissen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wissen's besser, so weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab'. Und hier sitz' ich und frag': Warum hat mir's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?"

Die Frauen fürchteten, die Valtinessin könne, da sie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn sie gestänben, sie wüßten das nicht. Als sie schwiegen, setzte die Valtinessin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das besser?"

„Aber", begütete die Tüncherin, „man red't ja nur, Frau Bäs Valtinessin. Und es ist wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher ist gewest. Sonst hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtinessin nicht zuleid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher sein, der nicht allen Respekt hätt' vor der Frau Bäs Valtinessin."

Die Valtinessin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtinessin nicht unrecht wär', so hätt' ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtinessin; man träumt eben, wie man's so ins Haus braucht. Die ganz' Nacht ist mir's gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich so tief hab' Atem geholt."

Da die Valtinessin sich's von der Tischlerin gefallen ließ, so

hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam wie die Valtineſſin, doch etwas, das ſich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den ſchaurigen Träumen, denn das waren ſie alle, kam man auf noch ſchauerlichere Geſchichten. Je ſchauerlicher die wurden, deſto leiſer wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, ſo fing ſchon wieder eine andere an. Denn wenn's ſo ſtill wurde, daß man das Rauſchen der Weiden und das Kratzen der Holunderäſte am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch ſchauerlicher in der Wirklichkeit als in der ſchauerlichſten Geſchichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geſchichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und ſah plötzlich in lauter Totengeſichter hinein? Oder es ſtöhnte irgendwo in einer Ecke und man ſah doch niemanden; was ſollte da erſt werden?

Wie es vor einem ſchrecklichen Ereignis iſt, das kommen muß: jedem liegt's auf der Zunge, es vorherzuſagen, und es wagt's doch keiner, weil es iſt, als müßt' es dann erſt geſchehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, ſpräche man es vorher nur warnend aus. Alle ſahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte ſie nicht fortlaſſen; mit oder wider Willen, bleiben mußte ſie. Aber um ihr das zu ſagen, mußte man die Geſchichten unterbrechen. Und dann ward's ſtill, wer weiß, wie lang'! und dann hörte man wieder die Weiden rauſchen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an ſeinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der ſchrecklichſten Geſchichte der Faden; juſt da, wo die Räuber im einſamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt iſt, entſetzt nach ſeinen Piſtolen greift. Und —

war das ein Schuß? Nein, es iſt der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus ſo entſetzlich brauſt. Und doch auch das nicht. Man iſt ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshauſe; man iſt in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieſes Brauſen und Ziſchen klingt gar nicht ſo wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erſtenmal. Aber es braucht erſt das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entſetzten Gemütern hinweg zu beſchwören. Die Hälfte des ſiedenden Waſſers mußte erſt aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das ſeltſame Brodeln und Ziſchen ſei das allbekannte, täglich gehörte, das jede ſiedende, in die glühenden Kohlen laufende Flüſſigkeit hören läßt.

Der Gegenſatz der ſicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders ſei als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene ſo nahe war, in die man ſich retten konnte aus den Schreckniſſen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, deſſen letzte Töne doch ſchon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel ſei, in ſolchen Augenblicken ſolcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigſtens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man ſich beſonnen hatte, was man doch vorhin ſagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob ſich das Warnen und Raten von neuem — und um ſo lauter, da man ſich ſelbſt dadurch betäuben konnte.

„Ach, du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!“

„Ja, wenn das ſo geſchwind ging'!“ verzweifelte die Tüncherin. „Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht'.“

„Die ſitzen auch, bis der Frau Tüncherin ſo was Geſcheit's einfällt“, ſtrafte die Valtineſſin. „Da wär' das Beſt', das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' ſie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathaus.“

„Militär muß geholt werden aus der Hauptſtadt“, ſchrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät", schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim."

„Aber wer weiß", ächzte die Tüncherin wieder, „ob das Dorle soviel mit der Fuhr' verdient! Ich mein', da schickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' sie's halb abverdienen, was der Nachtwächter kost't."

„Ja", sagte die Heiterethei lachend. „Ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb' eben daheim, und so wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht aufs Rathaus und schick' auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr' in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„Es ist schrecklich", spann die Weberin wie außer sich, „daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt', daß man sich erst darauf legen könnt'!"

„Ach", sagte die Schwesterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geschichten hat man alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh' noch was andres drein kommt."

„Ja", sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenn's aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen."

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—sechs" — eine Reihe Karten lag da. Die Valtinessin griff an die Nase, um die Brille herabzunehmen und zu putzen, die sie nicht auf hatte. „Wo ist denn das Unglück?" sagte sie. „Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen", tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder iſt's noch nicht fertig? Ja, es iſt doch. Aber wo iſt denn das Unglück? Iſt denn das das Eicheldaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!"

Den andern ging's nicht beſſer als der Valtineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuſchten Erwartung.

„Es iſt nix mit dem Kartenlegen", ſagte die Valtineſſin. „Dummes Zeug iſt's. Und wenn einer gewiß wüßt', es träf' zu, da ließ er ſie ſich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut ſind, hernachen glaubt er's; ſind ſie aber ſchlimm, hernachen ſagt er: ‚Es iſt dummes Zeug.' Und das iſt's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falſch abgezählt hat", ſagte die Weberin.

„Oder falſch gemiſcht", ſagte die Tüncherin.

„Ja", ſagte die Schweſterleins-Evekathrine ſelber, „ich wollt' ſchwören, ich hätt's richtig gemacht. Paſſiert mir auch ſonſt nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man ſo in der Angſt iſt."

„Und in der Gemütsbewegung", ſpann die Weberin.

„Hm, ja", dachte die Valtineſſin, „das könnt' ſein." Dann ſchlug ſie auf ihre Kniee. „Drum ſitz' ich hier und ſag': die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird ſich's ausweiſen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies ſich aus.

„Ja", ſpann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das ſind andere Ding'."

„Aber", ſagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt ſchien, „da iſt freilich der Herzunter, das iſt das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das ſollte doch eigentlich beiſammenliegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'."

„Wenn's auch nicht beiſammenliegt", meinte die Tiſchlerin mit wehmütiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zuſammen gehört."

„Ja", sagte die Evekathrine, „es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu."

„Ach Gott, es ist doch schrecklich", drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das ist eine schreckliche Gefahr."

„Ja", legte sich die Tüncherin die Sache zurecht. „Es kann ja sein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen."

„Ach, du Gerechter!" schluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schiefe. — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig' Holders-Fritz!"

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!" spann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

„Dummes Zeug!" lachte die Heiterethei. „Vorhin, da sollt's falsch gemischt sein, und jetzt fällt so was keiner ein. Wenn's was bedeuten sollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das ist noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll geschehn. Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passiert ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andere Ding' gewöhnt."

Die Valtinessin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sie's auf ihren Knieen unwiderruflich fest: „Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird geschehn, das ist gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal

den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt' was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' alles gut. Hernachen könnt' man sich doch christlich drein ergeben."

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Rätsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er sauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtineffin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuren schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche rätselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich noch rätselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großen Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in kurzem nackt vor all den großen Weibern dastehen müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die errötet.

„Aber was ist denn?" lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Müh' wert, daß man's vor solchen Weibern sagt."

„Und deshalb hat sich die Baderin so außer Atem gelaufen?"

„Ja, wenn's der Valtinessin ihr Atem wär'", denkt die Baderin. „Aber meiner!"

Die Valtinessin glaubte: „Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sie's gleich herausjagt, wird's uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz' ich und sag': ‚Mög's sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halt's aus, es mög' sein, was es will.'"

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deshalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschlossenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob einer auf der Stelle tot bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. ‚Es ist, wer weiß wie lang' her', hat Meiner gesagt, ‚daß er mich so hat gefragt.' Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner ist gewest: ‚Du weißt auch viel, was lang' ist und was kurz.' Denn ich hab' gedacht: ‚Wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag'?'"

„Ja", sagte die Tischlerin entsetzt, „denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag' sein gewest."

„So?" meinte die Valtinessin. „Und das weiß die Bäs

Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab' ich gestanden, und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab': „Hier sitz' ich und sag', es wird gar viel gethan, was nicht gleich herauskommt.'"

„Zum Beispiel", schaltete die Tüncherin ein, „es geschehen Bränd'."

„Und Wolkenbrüch'", fügte die Beutlerin an.

„O! Ach!" errötete die Baderin; „ich hab's lang' prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab' ich ihm schon angesehn", sagte die Tüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das ist gewiß", meinte die Tischlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding' gethan hat und hat's doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst' hat gethan."

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, welches sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurücksah, daß sie damit die sämtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterethei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?"

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her ist's, davom langen Bau an. Wenn's nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab' mich

nicht umgesehn vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und aussehn muß es wie ein Besen."

„Aber, Bäs Morzenschmiedin", sagte die Valtinessin kopfschüttelnd, „wenn Ihr Euch nicht habt umgesehn, wie könnt Ihr wissen, wie das Ding hat ausgesehn?"

„Ich hab's gehört", entgegnete die Morzenschmiedin. „Just, als wenn eine hinter mir kehren thät'."

Die Heiterethei wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet", lachte die Heiterethei, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieser mit dem Nachsehen ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sich's freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnisvoll thun wolle und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieses Mal konnte die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, das ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschlossenen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises, schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin: „Wenn ein Besen lachen könnte, so müßt' es klingen."

„Der Morzenschmied war's", lachte die Heiterethei. „Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Besen anfingen zu lachen."

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sauſen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das iſt ſchon Zehn. Nein, es iſt ſchon Elf. Und noch ein Schlag? Iſt's möglich? Zwölf? Aber um Gottes willen! Wo iſt die Zeit hin? Es iſt ja, als wäre das Dorle erſt vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das ſagt jede, und doch hat keine den Mut, aufzubrechen.

Man rettet ſich vor ſich ſelber wieder in das Warnen und Raten hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!

„Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim!"

„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht", lachte die Heiterethei. „Das iſt mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'."

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle ſo friſch und lebendig mit uns red't, und morgen —"

„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben."

„Dorle! Dorle! wenn ſie Euch morgen bringen!"

„Dumm Zeug, und nu werd' ich bös. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh', und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir ſehn uns nicht wieder. Wenn Ihr tot ſeid, wird's Euch ſchon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr ſeid ſchon ſo gut wie tot. Ihr ſeid ein tot Mädle, und Ihr bleibt ein tot Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!"

So klingen die Stimmen ſtöhnend und ſchluchzend durcheinander. Es iſt, als wäre das ſchon das Leichengeläute der armen, eigenſinnigen Heiterethei. Bald ſcheinen die Töne zu erſterben, bald heben ſie ſich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des ſchwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verſchwinden, bald wieder hervorkommen ſieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die ſelteneren und tieferen Pulſe der Valtineſſin doppelt erſchütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste andere. Wer keine einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durcheinander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergoß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: „Ihr Herrn und laßt euch sagen." Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wenn er tuten mußte, da sagte die Valtinessin: „Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unsrig' gethan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt' gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt."

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gesessen.

„Dummes Zeug!" sagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. „Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten luft'gen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen."

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende ſucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die ſinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasſelbe genießt. Mag es nun die unbeſiegbare Luſt ſein, einen Genuß zu teilen, den eine andere ſchon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich anſteckend wie das Gähnen; gewiß iſt's, auch die Stärkſte kann ſich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und ſo wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu' der Weiber mit hineingezogen worden, wäre ſie auch nicht ſelbſt der Gegenſtand desſelben geweſen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der geſunden, kräftigen Naturen eigen iſt und ſie oft hart erſcheinen läßt, wo ſie es am wenigſten ſind, hatte ſie beſchützt, ſo lange jenes ſich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte ſich dieſem Widerwillen verbündet. Nun ſie allein in ihrem Stübchen war, machte ſich jener Einfluß erſt allmählich und darum deſto gewiſſer geltend. Sie fühlte ſich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den ſie früher nie zu warten gebraucht, wollte dieſe Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, ſuchte ſie ſelber ihn zu entfernen.

Noch dieſe Nacht, ehe ſie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie geſagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da ſind geweſt, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt."

„Ich mag's nicht wiſſen", entgegnete die Heiterethei. „Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müſſen hören; fangt nun Ihr nicht auch noch an."

„Ja, guckt", begann die Annemarie dennoch, „wie ich ſo gelegen hab', da iſt auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„Dummes Zeug!“ sagte die Heiterethei. „Die Thür ist fest zu gewest.“

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja nur ein Traum.“

„Warum träumt Ihr auch?“

„Ja, Ihr meint, Bäs Annedorle, weil Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewest, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög' man wollen oder nicht.“

„Ihr fürcht't Euch doch nicht gar davor?“ fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiterethei sah.

„Ich fürcht' mich vor nix“, entgegnete die Heiterethei. „Und Ihr habt's Euch nur eingebildet, es träumt' Euch, ein Mann ständ' an Euerm Bett. Wer weiß, was das ist gewest.“

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh' ihn noch so deutlich vor mir, wie ich Euch da seh'.“

„Warum habt Ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.“

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips sagen.“

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hülflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von andern erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

„Und der Mann“, fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist.“

„Und das habt Ihr gefühlt?“ fragte die Heiterethei.

„Ich spür's jetzt noch“, entgegnete die Alte.

„Und ſeid auch nicht munter geworden?"

„Behüte."

Die Heiterethei ſtellte ſich das Traumbild der Annemarie nicht als ein weſenloſes Gedankengeſchöpf der Alten ſelbſt, ſondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube ſich Geſpenſter denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erſchienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn ſie bewegungslos und ſchlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen; guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„In der Kirchen? Und Ihr ſeid nicht aus dem Häusle gekommen?"

„Im Traum, Dorle —"

„Wenngleich, aber warum ſeid Ihr hingegangen in die Kirchen, ſo bei Nacht?"

„Ja, Ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will."

„Habt Ihr's denn nicht gewollt?"

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, ſo ſchnell iſt's gangen."

Auf der Heiterethei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: „Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in Euer Stüble. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt Ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort."

„Aber wie Ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt Ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo Ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt? Wo Euch wirklich was kann paſſieren, da fürcht't Ihr Euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht't Ihr Euch! Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan."

„Wenngleich!“ sagte die Heiterethei. „Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein' Red'. Nu geht Ihr 'nauf und schlaft wohl, und so ist's, und nu ist's fertig.“

„Sie läßt sich einmal nicht abhalten“, hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie in der Heiterethei Dabeisein den Mut nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch jed's sein' wund' Flecke, und säh's noch so gesund aus.“

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor den Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichtsdestoweniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hülflos schlummernd sich alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: ich bin wach, und hielt sich zum erstenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmütig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehen, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt sie's nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Glut der Scham ins Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die

ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten, ruhig-kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was es sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsszene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainham-

mer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichengänger schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hülferuf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott" oder „Dank' schön" berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltener Atem säuselte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend, hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich

umzuſehen. Jetzt ſchleift etwas durch die Büſche. Dort iſt's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort ſchleift es, als zöge einer einen ſchweren Körper in die Büſche ſich nach, und die verbogenen Zweige ſchnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verſchwindet, und wie aus der Erde gewachſen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas ſichtbar wie Umriſſe einer ungeheuren, abenteuerlichen Geſtalt.

Aber es iſt kein Schreckbild, kein Geſpenſt, was da ſichtbar wird.

„Guten Abend allein", ſagte eine Frauenſtimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr: was erſt von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild ſchien, das ſind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch emporragen über den Rand des Karrens.

„Schönen Dank", entgegnete die Heiterethei und richtete ſich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke ſpalten ſich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Troſt bemerkt man, der Mond müſſe aufgegangen ſein, ſtecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erſt herauskommt! Es iſt Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und laſſen die Karren nieder; beide wiſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt: „Ihr müßt es ſein."

Die Heiterethei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

„Ja, Ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie Ihr auf mich zugekommen ſeid, hab' ich's an dem Klirren gehört, Ihr habt Eiſen geladen. Ihr ſeid's! Nach Euch hat er gefragt —"

„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wiſſen, wer!"

„Ob Ihr mir schon begegnet wär't? Aber Gott sei Dank, Ihr wart's noch nicht. Und wenn Ihr's schon war't, nein! dem hätt' ich's nicht gesagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Axt gesehn, wie sie hat geblinkt! Er hat sie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' sie nicht sollen sehen, aber sie war zu groß; ich hab' sie doch gesehn."

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den anderen rieselte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht, weil ich mich fürcht'", sagte sie erklärend zu sich selber, „sondern, daß ein Mensch so was soll können vorhaben."

„Ja, ich will's Euch nur verzählen", begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenstund' hab' ich schon nix anders in Gedanken gehabt, als: ‚Wenn ich sie nur sollt' sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da', hab' ich gedacht, ‚er ist nicht Euer Bruder', wie er hat gesagt. ‚Aber warum fragt Ihr denn?' hab' ich gesagt. O, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. ‚Es wär' nicht sicher da im Ulrichsholz', hat er gesagt. ‚Ja', hab' ich gedacht, ‚das mein' ich selber.' Und wenn ich Euch begegnen thät', sollt' ich nicht thun, als hätt' er nach Euch gefragt. ‚Ja', hab' ich gedacht, ‚das mein' ich wieder.' Und weil ich hab' wollen wissen, wer er ist, da hat er gethan, als hört' er's nicht. Und weil er so gethan hat, da sind Leut' gekommen, und das sind Leut' aus der Stadt gewesen. Ich hab' ihm ins Gesicht wollen sehen, da ist er fort gewesen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich gesagt: ‚Wenn das die Heiterethei wüßt'!' Und wenn ich ihr begegnen thät', so sollt' ich's ihr um Gottes willen sagen. Und weil ich denk', daß Ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß Ihr dem in die Hände lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn Ihr mit wollt, so kommt."

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rat befolgt, wußte

sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor jemand gefürchtet, sei vor jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären", sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehr' ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehen, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan", sagte die Heiterethei; „aber nun ich gesagt hab', ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein' Kind hinter seiner Mutter?" — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum erstenmal vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und ebenso ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

„Dummes Zeug!" sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete." Und im Gegenteil hatte sie nun erst recht Lust, in den Blutgrund einzubiegen; obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebe-

ner und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken wie hier.

„Fürchten thu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht thu'? Und wo's nicht einmal jemand sieht!"

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sich's auch nicht gestehen, wieviel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Turme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von neuem ein Schauer, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst" sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl'", flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht ansichtig wird."

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blasses Gesichtchen taucht' neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine, lahme Walkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine so hoch sie kann. Mit dem mageren Ärmchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichssteg, dort steht er und lauert schon

eine Stund' lang. Macht geschwind fort, sonst wird er Euch noch gewahr!"

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblick ist's wieder so dunkel dort als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht: und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetztesten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm gethan? Warum gerad' er?"

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und dräuen sie zurück. Sie sieht die Haube der Valtinessin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!" Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich thut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht besser, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung preisgegeben?

oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man sterben müßte! als ob ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiterethei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir nach dem Zank über den Karren hinüber sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane".

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geschrei vieler durcheinander zankender Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Juchhe-Ruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinahe aus seinen Kleidern heraus, die ebenso wie sein gewöhnliches altklinges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. „Die sind schon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht."

„Aber wie bist du nur heint?" unterbrach er sich selber. „Ich

mein', du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind wer weiß wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist."

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches unschlungene Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghuschen, ist „die Schwane".

„Fritz!" schrie ein anderer, „du wirst doch nicht in das Deichle laufen?"

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch, und sie sind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirtsstubenthür „der Schwane".

„Gehn wir nicht gleich 'nauf in den Saal?" fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken", beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um." Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Kätterle", rief der Holders-Fritz; „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zu viel."

„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst", sagte der Adams-Lieb; „damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen."

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!" und begann

dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiterethei wild", sagte ein anderer.

„Der wird er's schon zeigen", meinte der Adams-Lieb. „Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz. das weiß ich nicht, wo ich's hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gescheit'st, aber auch der Allerwild'st gewest. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm, und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!"

„Gelt", fragte ein anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die Schul' gangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Kamerad gewest? Und nach diesem der Tuchscherer in der Weidengaß'?"

„Das sind alles alte Philister geworden", lachte der Adams-Lieb. „Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßturm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein' fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nun geh' zu, daß wir 'nauskommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag' ich dir. Wenn du noch lang' machst, geh' ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es gibt."

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise, als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch

nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbstvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich thu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt", sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n

sich da oben und wissen nicht, warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parten, die's aufeinander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigner Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hülfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her", schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! hetz!" der Heiterethei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiterethei hat haben wollen!" Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an", schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!"

Er erreichte seine Absicht, denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die

Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thür frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinaustrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt, hin und her wälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammen gehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge

in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten im stande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht ver-

schont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir beiden sind die Sieger.“

Aber schlimmer, als außer ihm, sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit los geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, solle die Heiterethei nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

„Bursch!“ fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!“

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf einer Schnitzbank in den Städeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er

sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdießlich, und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

„Wo sind die Gesellen?" fuhr ihn der Meister an. „Ist's etwa sechs, daß du erst kommst?"

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: „Herrje, der Mäster ist schon auf!"

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht."

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb, wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weiter gehen.

Sonst war des Holders-Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, sich in Wildheit betäubend,

abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Saalfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie, langsam und mit Gähnen daher schlendernd, den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Saalfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Teil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Saalfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange, wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Änderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien

Entschlusses scheinen. Sie sollte womöglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieselbe. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste beste Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu be-

ſtellen. Hörte der Fritz ſein wildes Weſen loben und bewundern, dann freute er ſich und ſagte: „Ja, denen zum Trotz ſoll's anders werden.“ Tadelten ſie ihn aber und wünſchten, er möge ſich beſſern, dann war es gut für den neuen Entſchluß des Fritz, daß er gegen ſeine Haare gewütet hatte. Zum Glück geſchah das erſtere öfter als das letztere. „Wenigſtens ſollen ſie nicht denken“, ſagte er, „daß ich's thue.“

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, ſchnitt er zuweilen wie raſend in die Reife hinein. Dann ſagte er ſich: „Pfui, Burſch! Das iſt immer wieder das alt' Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein anderer!“

Mittags ließ er ſich das Eſſen holen. Er konnte ſich denken, die Großmutter, die ihm ſein Hausweſen beſorgte, werde ſelber kommen, um zu ſehen, was er mache, weil ſie an ſeinem unberührten Bett bemerken mußte, er ſei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn ſie ihm ſeinen Änderungsentſchluß anmerkte, würde ihm dieſen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er ſich zuerſt nur zu betäuben geſucht, ihn zu zerſtreuen. Darüber fand er ſeine Luſt daran wieder. Dann ſah er mit Freude, wie ſie ihm beſſer gelang, immer ſchneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er ſich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht geſunden Schlafes verſprach. Das war eine ganz andere Empfindung als die geiſtige Abſpannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, ſogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beſeitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkſtatt begann ihm ſo lieb zu werden, daß er ſich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er ſich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm ſein Kopfkiſſen und ſeine Decke herbeiholen.

Ehe er ſich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er kann und darf an einen anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand: nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, ist am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen.

Hat er auch die Heiterethei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ist's, es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Reik zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei ist's auch; es gibt nur ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die schmale Mitte; es ist der rote Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Fritz schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen, warum.

„Also so ist die?" lachte er grimmig vor sich hin. „Ich geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint sollt' den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen" ... Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär' er der Heiterethei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein anderer soll's auch nicht.

Nun, so soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange,

wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnete er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich Gewalt anthun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht manches anders. Eins mißlingt, dafür gibt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran sehn, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfiert er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt' seine Freud' haben, oder ein Kaufmann, denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen. Er sieht's kein-

mal ganz vor ſich, was er hat gemacht, daß er ſich könnt' darüber freun."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigſtens die Leere, die dem vereinſamten Menſchen nicht ausbleiben kann, wenn es ſie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es iſt.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern ſeine letzte fertige Arbeit, die draußen ſteht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner", ſagte der eine, „und ich mein', nicht der ungeſchickt'ſt. Aber ſo was von Arbeit hab' ich doch noch nicht geſehn. Mein alter Lehrmeiſter iſt der geſchickt'ſt geweſt im ganzen Land, aber das hat er nicht machen können. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht iſt! Das iſt eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meiſter ſprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorſam, ſagt, der Meiſter ſei nicht daheim, und in ſeine Werkſtatt dürfe er niemand laſſen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er ſie hineinlaſſe; ſie ſeien Freunde, dem Meiſter könne es nicht ſchaden.

„Ja", ſagt der andere, indem beide gehen, „glaub's ſchon, daß er niemand in ſeiner Werkſtatt leiden mag, und Büttner am wenigſten. Da muß manch's abzugucken ſein."

Was iſt das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er ſich hätte ſchämen müſſen!

„Ja, Denken", ſagt der Fritz, vor ſich hinlachend, auf ſeiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er ſtarke Arm' hat am Leib. Stärk' und Geſundheit ſind viel wert, wenn ſie richtig gebraucht werden. Und dazu iſt das Denken da. Wie oft hab' ich meine und anderen ihre Stärk' und Geſundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder

nur einen Finger davon, ich wär' der elend'st' Mensch; und hätt' ich einen anderen drum bracht, ich könnt' nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen; aber sowie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abendspaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen.

Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins Einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich um ein schlankes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der

hinter einem großen Mehlfäßchenſtrauch[1] ſteht. Im Mutwillen ſpringt ſie über den Haag in den Nachbarsgarten; der Nagelſchmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie ſie über den Haag in den Garten des Holders-Fritz herein will, ergreift ſie der Nagelſchmied. Sie will ſich losmachen; er hält ſie feſt. Sie ringen miteinander. Sie macht ſich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!“ droht der Nagelſchmied. „Du biſt ſchuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es iſt, aber es thut verdammt weh.“

Sie meint erſt, es iſt eine Liſt von ihm, durch die er ſie beilocken will. Aber als er in das Gras ſinkt, da kommt ſie näher. Sie muß doch glauben, er hat ſich beſchädigt. Sie kniet bei ihm nieder und ſagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ — „Ja“, lacht der Nagelſchmied, indem er ſie umſchlingt, „das biſt du, ſonſt hätt'ſt du dich nicht laſſen fangen.“

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter ſeinem Mehlfäßchenſtrauch — ſo laut, daß die beiden erſchrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo ſie hergekommen ſind.

„Sie iſt's ja nicht, es iſt ja gar nicht die Heiterethei!“ wiederholt er wohl ſechsmal und lacht immer wieder dazwiſchen. Er lacht, daß ſie's nicht iſt, wie er ſich geärgert, weil er meinte, ſie ſei's. Sonſt hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenſcheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er ſonſt vor Freude thun ſoll. Aber die Thür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank ſitzen, legt die Hände auf ſeine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau iſt geweſt?“ ſagt er vor ſich hin. Es hat ſchon lang' geheißen, der Nagelſchmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz ſonſt wenig gekümmert, drum hat er's vergeſſen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja“, meint er, „der Nagelſchmied iſt nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken iſt doch nur eine halbe Sach',

[1] Mehlbeerſtrauch.

wenn man niemand hat, dem man's sagt. Und ich wär' noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt', das sich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheiratet gehabt. Und hätt' ich auch geheiratet, ich könnt' schon lang' da sein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu sein."

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur, sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's niemandem mitteilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'st zur Frau, da könnt' noch ein Mann aus dir werden!" Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, sie hat auch darin recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt gesagt hat. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg', so hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab' folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt' sagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und sie thät' sich drüber freuen."

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umher-

liefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig noch über schlimmen Plänen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen — am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn Bekannte draußen vorbeigingen.

Das „Fräle" schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte; aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck, Fritzle, es wär' freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr' alt gewest, da hast du armer Jung' schon nix mehr gehabt als dein alt' Fräle. Ja, wenn du noch wengstens hätt'st Geschwister gehabt; mit denen hätt'st du dich verstanden, und es wär' manch's von euch gered't worden, was gut wär' gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser miteinander wollten reden. Da red't der ein' französisch und der ander' pariserisch, und hernachen weiß keiner, was der ander' eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab' ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal so weit aus dem Gröbsten wär', daß er könnt' frein. Und guck, wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat wer weiß wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed' Kind ist

hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wo drinn' er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wie's ein alt' Fräle dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort gewest. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Valtinessin hat merken lassen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Valtinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten sein. Guck, ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Härle (Großvater) selig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht, eine Reiche müßt's nicht sein, wenn's nur eine wär', wie sie für dich passen thut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht gethan. Guck, die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt', ich braucht' nicht lang' zu suchen."

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine geradeaus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei derselbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zusammentreffen.

„Ihr seid nicht gescheit", sagte er dann. „Ihr habt Einfäll' wie ein alt' Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da käm't Ihr auch schön an."

„Ja, du meinst?" entgegnete die Alte, „wegen ihrem Gethn'? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: ‚willst du frein?' oder wenn einer sagt: ‚willst du mich frein?' Und einem armen Mädle klingt sell (jenes) wie Spott. Und so haben's die Leut' ihr oft gesagt. Frag' du sie nur, Fritzle: ‚willst du mich?' du fragst gewiß nicht fehl."

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße

vor ſich auf die Schnitzbank. „Ihr ſeid ein dumm's Fräle", lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil ſie arm iſt. Ja, ſeht Ihr, Ihr denkt nicht. Und ein alt' Fräle, wie Ihr ſeid, hat's auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erſt das Denken. Wer fleißig iſt, der iſt nicht arm. Das ſind nur die Leut', die nix machen und ſich umſehn, wo von ſelber was kommen könnt' für ſie. Na, Ihr verſteht das nicht. Wenn ich einmal will frein — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt Euch nicht merken, wie Ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' ſollen nicht meinen, ſie ſind ſchuld. Und wenn Ihr ſagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz ſo froh, wie ſeit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmeſſer wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf ſeine Kniee; dafür ſchnitzte er im Kopf an einem Entſchluſſe. Das Holz, daraus der Entſchluß werden ſollte, war verdammt hart und voll Äſte. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Meſſer darüber hinrutſchte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'ſt", begann ſein Selbſtgeſpräch — „ja, wenn ſie das nicht im Zorn hätt' geſagt! Und das: ‚du denkſt, dich möcht' ich? dich?' das war ein dicker Aſt. ‚Und wenn du einen Rock anhätt'ſt, und der wär' aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen!' Aber das hat ſie eben auch im Zorn geſagt. Der Adams-Lieb und die anderen waren dabei und ich ſelber, und ich hab' ſie erſt in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's ebenſo gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht ſo dächt'. Ja, wenn man wüßt', was ſie ſich innerlich dabei gedacht hat, hernachen! — Und das, was das Fräle hat geſagt wegen ihrem Gethu'? Solch ein alt ſtumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo ſie ſchneid't. Den Reif da, wo noch

seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach' ich auch nicht so um die Stutzen herum. Und ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk' ich ihr's jetzt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man schon könnt' sagen: ‚Wer was gescheit will anfangen, der muß den Meister Holder fragen!' Und wenn sie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und thät' sich groß damit: ‚der Holders-Fritz ist wie dem Herrnmüller sein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht?' Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt."

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnitzmesser den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" sagte er dann; „das Wildern ist vorbei." Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim Hemdekragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Bursch! Du sollst doch nicht der einzig' sein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das ist was Recht's, einen an der Gurgel packen. Das ist's nicht, sondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt', was sie innerlich meint", setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. „Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär' er wieder unter sie getreten, hätt' er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderem vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen sei es ebenso eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In

geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andere über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

„Das Fräle mag ich nicht schicken", dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich schämt' mich, wenn ich's ihr sollt' auftragen. Ich könnt' die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie ist immer die Letzt' herein vom Feld. So daß sie meinen müßt', ich käm' so zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' passen, wenn sie einmal allein wär', und auch niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich thu's! Und die Barten[1] da nehm' ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finster ist's genug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!"

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein andermal war sie nicht allein, ein drittes Mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, desto versessener wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonstwo

[1] Hackbeil.

aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein anderer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlig wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Trotze.

Er stand schon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respekt vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an. In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'", hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

„Meinetwegen", sagt er trotzig zu sich selbst, „ich geh' in meine Werkstatt." Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war das Letztere gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'", hatte die Heiterethei gesagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reik gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!"

„Das Annedorle muß nur recht tribulieren"[1], entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten; doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller als die Nagelschmiedin und doch im ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Bestandteil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenkerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie geputzt an seiner Seite ginge.

„Du bist mir der recht' Denker!" sagt er zu sich. „Da hätt'st du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Tuckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiterethei gehn, sonst probiert' ich's heut noch, dem Tuckmäuser zum Trotz, ob ich mit ihr sollt' zum

[1] Treiben, drängen.

Sprechen kommen. Aber nun geschieht's morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend."

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

„Wenn sie aber den Bühel[1] fährt", meint er, „verpaß' ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht sie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichssteg wart', da kann ich sie nicht verfehlen."

Und auf dem Ulrichssteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollt's auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglücksteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunterfieht, dann blinkt das Wasserrad der Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell so viel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

„Heint muß ich erfahren, wie sie meint", sagt der Holders-Fritz vor sich hin. „Will sie mich, hernachen laff' ich Leut' Leut' sein und führ' ein Leben mit ihr wie der lustig' Herrgott von

[1] Anhöhe, Hügel.

Frankreich[1], einen Tag schöner wie den anderen. Da sollen die Leut' einmal sehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach' versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zusammen nach den Felsenkellern oder zum Tanz wohin. Die Leut' sollen Respekt haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarr'n, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nix als kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb', soll sie denken, so lieb hätt' mich doch kein anderer gehabt! O, ich will's schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht so leicht damit wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab'!" —

„Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum 'rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarr'n sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät'. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünscht, wär' sie wieder nicht allein. Jetzt — ja, nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster wie überall sonst. Aber nunmehr müßt' ich sie doch den Weg sehn kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderlich gethan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg gesehn? Aber hernachen müßt' sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich sie sah?

[1] Nach dem bekannten Sprichwort: „Lustig wie Gott in Frankreich".

Die Leut' reden von Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär' mir's hernachen, ich stürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung gewest, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . ."

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg' er unterm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Lie-

genden. Der Waſſerſpiegel ſchließt ſich und zeigt gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild.

So, zu langſam und doch zu ſchnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angſtſchweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht geweſen. Da gaukelten nur unbeſtimmte Erwartungen um ſie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute ſtand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was ſie ſelber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es ſie, ſich zurückzurufen, was ſie gern vergeſſen hätte, und hätte ſie alles mit vergeſſen müſſen, was ſie in anderen, glücklichen Nächten ſo gerne gedacht. Und mit unbarmherziger Gewiſſenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geſchenkt. Erſt die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Beſinnung die Angſt vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es ſie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu ſehen, ob er noch lebe! Und warum ſollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen ſo ſeicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein ſo tiefes Mitleid entband ſich ſo ſeltſam und plötzlich aus ſeinem Gegenſatze. Ein beredterer Anwalt ſprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe ſie ſelber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge ſie, und als müſſe ſie ſich verwundernd beſinnen, was ſie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen ſie gebrütet; ſie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! ohne alle Urſache hatte ſie ſich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine ſelbſtmörderiſche Luſt, ihrer That die geringfügigſten Urſachen unterzulegen, damit ſie ſelber ſich nur recht haſſenswert erſchien.

Aber war jetzt Zeit zu ſolchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick jemand ſie ſehen konnte? Und wenn ſie dennoch wen-

dete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt'", stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch tot!" Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher miteinander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie stillsitzen, wer weiß wie lange! Sie, der es, wie dem Reh und dem Vogel, nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehen und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß was! stundenlang! Und dazwischen ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute — aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle können's bezeugen, sie alle haben's gesehen.

Und so oft sie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Gedanken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird sie gewiß, daß sie die That thun mußte, daß sie in Notwehr war, und Notwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht?

Sollte ſie in ewiger Angſt leben? Nein! lieber ſterben, wenn es ſein muß! Aber muß es denn ſein? Soll ſie ſich nicht wehren? Und wieder ſtand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt ſie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder ſtürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt ſie ſich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht' nur wiſſen, was mir geweſt wär', daß ich ihm das hab' gethan!" Und wieder endeten und wieder begannen die Ereigniſſe der Nacht ihren ſchwindelerregenden Reihentanz vor den fieberiſch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben ſo wie jeder andere.

Die Heiterethei begreift nicht, daß ſein erſter Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles ſo anders iſt. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders ausſehen als ſonſt. Aber der Tag kommt eben daher, wo ſeine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt ſo blau und golden, als wüßte er ſich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, ſo iſt's auch nicht ein Bote des Kriminalgerichts, ſo iſt's nur der alte Holunderbuſch, der ſich behaglich in ſich hineinſchüttelt im luſtigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereigniſſen der ſchrecklichen Nacht.

Die Heiterethei ſieht jedes Kleidungsſtück, das ſie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem ſie ſich wäſcht, erzählt immer noch die alten Geſchichten und nichts von der geſtrigen Nacht.

Wie ſie alles andere ſo feſt ſieht im alten Geleiſe, möchte ſie an ſich ſelber zweifeln. War alles, was ſie erlebt zu haben meint, eben das, vor deſſen ihr unbekanntem Weſen ſie ſich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege zu spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geschehen.

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssen's ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: „Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hat's gethan!"

Oder war's nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's gethan, so mögen sie mich einsetzen", sagte sie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiteretheï muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie dieses Mal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So hat sie gedacht, wie sie, um die Ecke biegend, in die Weidengasse kam. Und dort steht schon einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: „Die ist's!" Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt,

zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? oder sie aufhalten? „Er barbiert wohl den Wirten ihre Fässer, und Seine Kunden können sich den Bart mit der Scher' abschneiden?" So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!" — „Das ist ja auch wie jeden Tag", sagt wieder aufatmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat jedermann mit sich selbst zu thun; wenn einer auf sie redet, so ist's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand sieht ihre That ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die miteinander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: „Die ist's, die hat's gethan." Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle ist über Nacht geblieben im Zainhammer", sagt der Nagelschmied, der in seiner Thür steht. „Die ist gut nach dem Tode schicken."

Die Heiterethei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgekommen, um das Eisen noch zu überliefern. „Ich denk'", sagt sie, „damit wartet Ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei Euch lassen stehn, dann brauch' ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit."

„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut stehn und rupft den Lein 'raus, Annedorle." Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: „Seht Ihr nur Eure Nasen nicht für einen glüh'nden Nagel an."

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich nebeneinander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt.

Bald scheint ihr dieses, bald jenes Wirklichkeit und das andere ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die That verübt. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sie's wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

„Bist du auch einmal die letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehen blieben, weil sie die Heiterethei sich nachkommen sahen. Die Heiterethei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt; aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser Menschenleibs lang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: „Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„Ein Rauch? Möcht' ich wissen wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?"

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungene List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und

läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit ſie ſich zurückwenden muß, wenn ſie ihn aufhebt. Aber ſie hat nicht an die Erlen gedacht — dieſelben tief herabhangenden Zweige, die geſtern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz verſteckten, verdeckten ihr jetzt die Ausſicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wiſſen, wer mir den Hut beſchrie'n hätt'!" lacht die Heiterethei und martert ſich während des ganzen Scherzgeſprächs, das ſich an dieſe Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke ſich zu vergegenwärtigen. Aber ſo deutlich vermag ſie es ſich nicht zurückzurufen, daß ſie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze ſtand oder nicht.

Innerlich damit beſchäftigt, iſt ſie ſchon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen und meint, noch auf dem Wege zu ſein. Da weckt ſie die Stimme eines Vorübergehenden. Es iſt die Stimme ihres Verhängniſſes ſelbſt.

„Wißt ihr's ſchon?"

Die Mädchen richten ſich auf und ſehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächſten ſteht, muß an ſich halten — ſonſt merken alle, ſie weiß es ſchon, was der erſt ſagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter ſpricht! Aber nur der Heiterethei, den andern nicht, ſo neugierig ſie ſind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddeſſen muß ſie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müſſen die andern nicht.

„Der Holders-Fritz", fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zuſammen, „iſt aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichsſteg."

Die Angſt der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: „Die Heiterethei hat ihn ..." Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht", ſagt er, „ob er ſelber iſt hineingeſtürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot iſt er."

Die Heiterethei vergißt, Atem zu holen; faſt hätte ſie ver-

gessen, zu leben. Aber — „Ja, so tot wie wir sind!" lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen hau'n. Ich hab' ihn selber gesehn."

„Auf dem Gericht?" fragte der erste.

„Hast dir's auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät' gerad' noch fehlen!"

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?" fragte die Base erschrocken.

„Nix", sagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. „Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn sie nicht die Viergebein' abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laß' Sie nur die Viergebein'; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt!" — —

„Seht", sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen."

Auf einem anderen Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!" rief er, „du tanz'st wohl schon auf die Kirchweih los?"

„Ja", sagte die Heiterethei. „Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängst. So bleiben wir im Geschick[1]."

Auf einer Wiese lachte man den Abgefertigten aus.

---

[1] In der Ordnung.

„Wann wird der einmal eine geſcheite Antwort fehlen!“ rief einer.

„Wenn du einmal eine haſt“, entgegnete die Heiterethei. „Das geſchieht in ſieben Jahren nicht.“

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hin thun ſoll. Nun merk' ich's erſt; das iſt gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt.“

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt, im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einatmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinktmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte ſich von ſeiner Bruſt herab, ſowie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einſog, und ringelte ſich glitzernd und rieſenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, ſie ſei nichts anderes als der altbekannte Zehntbach, und er ſelber liege bis an die Bruſt in des Baches Waſſern. Was über ihm ſchwarz vom blauen Nachthimmel ſich abſchnitt, war

der Ulrichssteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden. Er besann sich, was er eben gethan, und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden, als über ihm vorbeirasend ein bleiches, wildes Mädchengesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Teil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgedanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengestreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger derselben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufquellende Empfindung war: „Wär'st du doch liegen blieben im Bach!"

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was hast du ihr gethan?" Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachstum. Es scheint dies wunderlich, aber es ist's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor anderen, uns sie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtsein, gegen andere im Unrecht zu stehen, in ihnen das Gefühl unseres Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Zornig wandte er sich und fand

den Läpplesſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Poſſen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieſes heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da ſtand der alte Groll wieder auf ſeinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe ſtreitig.

„Nu kann man wohl lachen", ſagte der Schneider; „denn wie man ſieht, hat dir das" — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geſchad't. Ja, das iſt ein Teufelsmädle, das!"

„Wer?" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen ſeines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch", entgegnete der Schneider, noch ſtärker lachend, „du wüßt'ſt, wen ich mein'. Spürſt ſie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du ſo weit vom Steg biſt geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du haſt ihr aufgelauert ſchon eine Wochen lang. Sie hat einmal ſollen ſehn, ſie iſt nicht die Allerſtärkſt' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat ſollen ſehn, du biſt doch ſtärker. Du brauchſt dich nicht zu ärgern, daß dir's quer iſt gangen. Da am Gründer Markt hat ſie's dem Morzenſchmied und dem Weber vom Säumarkt nicht beſſer gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff geweſt ſein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäſt', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszuſehen — „ich hab' Stärk' wie einer da in meinen Armen, aber bei der iſt der ſtarke Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie ſoll ſchon Reſpekt kriegen vor uns Mannern[1]."

„Ich weiß nicht", entgegnete der Fritz, „was du mit deiner Sie willſt und wen du damit meinſt! Ich hab' Weiden wollen hau'n und mich zu weit übergebogen; da hab' ich das Geſchick

[1] Dialektiſch für „Männer".

verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist eins just über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!"

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war ebensoviel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja", sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht."

Dem Holders-Fritz stieß der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „Ich sag', ich hab' Weiden wollen hau'n und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du red'st. Wer's anders sagt, der hat's mit mir zu thun!"

„Ja", meinte der Schneider, „da möcht' man fast dem Morzenschmied recht geben, du hätt'st ihr bloß aufgepaßt, du wär'st in sie verschameriert und hätt'st deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschicht' noch närrischer. Ich hör' die Manner schon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Gesicht.

„Ja, es gibt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtinessen-Ev' vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an."

„So? hast du's auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev' wollen karessieren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk' zeigen; das ist verwünscht!"

„Du bist still mit der Heiterethei!" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. „Und ich sag' dir's noch einmal, wer die Lügen ausspreugt, die du da hast gesagt, der soll sehn . . ."

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit

einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstiſch Gewicht zu geben, und zuckte zuſammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen.

„Hm“, meinte der Schneider, „deine Urſach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir iſt die Red' geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiteretheі iſt — na, ich ſag' nichts wieder von der Heiteretheі, brauchſt nicht ſo aufzufahren — an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierſt den Reſpekt. Ja, und Reſpekt muß im Haus ſein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht' mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red' ſo nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deswegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten.“

Sie waren im Geſpräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege ſich ſchieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erſt, daß ihn fröſtelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er ſagte zu ſich: „Ich wollt', mir wär' was anders eingefallen als das Ordentlichſein. Das iſt ſchuld an der ganzen Geſchicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das iſt verwünſcht, daß es wieder die Wahrheit iſt. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders geweſt. Das Denken iſt dumm Zeug; deshalb iſt das Vieh ſo vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergeſſen hab'.“

Er hielt den ſchon ſchneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zuſammen.

„Ja, daß ſie mich auslachen da und ſagen: Er iſt wieder wild, weil ihn die nicht mag, und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn ſie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' ſie ihn

nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spitz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufsässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär' und noch niederträchtiger thät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag' ich dir! Die Ev' sollst du frein, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiterethei . . ."

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu', so thu' ich's dir selber zum Trotz", sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?!"

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

„Fräle", sagte er zu der Großmutter, „Ihr habt mir neulich von der — Valtineffin-Ev' gered't, Ihr wißt schon, was. Das könnt Ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig sein. Ich bin ihr schon lang' zu Gefallen gangen — das könnt Ihr sagen — und hab' sie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn

fröſteln und von ſeinem verletzten Finger Blut fließen ſah, geriet ſie außer ſich.

„Es iſt nix", ſagte er; „beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bette zu gehen oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir juſt recht", dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehen, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andere Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt, oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?"

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh' nicht, wozu! Ich ſeh' nicht, wozu einer leben will!" fuhr der Fritz auf. „Wenn Ihr was wollt thun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab' Euch geſagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika."

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev' ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: „Das iſt die beſt' Eil', die nix übereilt, und Gott ſei's gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt als die Erd' unter ihren Füßen."

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt; wieviel Blut er auf dem Heimwege ſchon verloren haben müſſe. „Beſſer iſt beſſer", meinte ſie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengaſſe und weckte den

Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel". Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon." Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah' vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste[1] hinaus.

Ebenso duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht ebenso in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?"

„Du bist da?" gegenfragte der Schmied über seine Schulter.

[1] Drückte sich.

Dann, indem er ſich wandte: „Haſt du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?“

„Wie kommſt du auf den Thee, Morzenſchmied? Haſt's etwa wieder einmal in der Achſel? Ach, deinen Schlucker haſt du einmal wieder!“

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: „Ich ſag' dir, es gibt nix Geſcheiter's auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheite Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein jeder dran. Ja, ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang' haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden.“

„Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle ſelber hat mir's geſagt.“

„Ja“, ſagte der Schmied, „daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wie's hätt' können werden. So ſteht's im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt' ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug.“

„Ja, haſt du's denn nicht ſelber geſagt?“ fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. „Und nu ſollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?“

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen“, fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich gefährliche Ding' auf

dem Markt ausschreit. Ich hab's niemand gesagt als dir, Lene; und hab' dir das Weitersagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du bist das vernünftigst' Weib in der Stadt und verbrennst dir von selber nicht die Finger. Weil ich so hab' gesehn, wie die andern Manner in Angst sind gewest, da hab' ich erst gemerkt, was ich an dir hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die so gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' gesagt, du sollst's heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple[1] für dich. Du hätt's längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb' thun. Mach' doch und iß, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genung? Sind von den besten, wo er hat. Denn siehstu, wenn auch die Heiterethei nicht desparat wär' geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf und die Geistlichkeit steht dabei und der Meister Schramm, ihr Hintertiertel, und unten auf der Gass' singt der Kantor mit seinen Jungen. Der verwünscht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; thu' nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird stehn! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus[2] dazu lassen bau'n, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd'. Was schlägst du denn die Händ' da

[1] Jacke.

[2] Narrenhaus, ein hölzerner, drehbarer Kasten, in welchen Narren oder leichtere Verbrecher, z. B. Felddiebe, gesteckt wurden, so daß sie, wie die Chronik sagt, „mehr von sich gaben, als sie zu sich genommen hatten". (Vgl. W. Spieß, Hennebergisches Idiotikon.)

unterm Tiſch zuſammen? Ich meint', du wär'ſt doch ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtſtubenweiber? Warum ſind die ſo dumm!"

Damit duchſte der Schmied in ſeine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tiſch die Hände. Sie ſtand ſchon halb vor dem ſchwarzbeſchlagenen Tiſche, halb ſtak ſie im Trillerhauſe.

„Haſt auch Öl für morgen früh?" fragte der Schmied ſchon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie ſetzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem ſie die Haltebänder geknüpft, was nicht ſo ſchnell ging, da Händezuſammenſchlagen und Schleifenbinden Dinge ſind, die zu vereinigen man ein Taſchenſpieler ſein muß, nahm ſie ihr Gehäuſe um und verſchwand in der Finſternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaſpar der Heiterethei länger nachſehen können, der Kreuzberg hätte ſich wieder um ein Stück aus ſeiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte ſie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du haſt ihn nicht auf deinem Gewiſſen! Du wirſt nicht geſchloſſen über die Gaſſe geführt, daß die Leute ausweichend ſchweigen, wenn du vorbeikommſt, und nicht eher flüſtern, als bis du vorüber biſt! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang ſitzen, du ſollſt frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirſche im Walde!" Der Glanz des Ganzen, der ſo plötzlich die Finſternis vertrieben, hatte ſie fürs Einzelne geblendet. Nun ihr Auge ſich an ihn gewöhnte, trat auch dieſes hervor.

„Der Fritz lebt, aber ſein Arm iſt gelähmt, und das haſt du gethan. Wie ſoll er ſchaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er iſt ſelber gefallen, hat er geſagt." Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerſpitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas

Süßes hat. „Er schont dich: und du hast ihm das gethan", meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: „er schont dich". Denn heißt das nicht: „er ist dir nicht feindselig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu thun, vielleicht gar —?" Aber dieses voreilige „Vielleicht" mit seinem blauen Himmel schwindet. „Denn, freilich", sagt sie, „sollt' es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden? Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk'. Und ich hätt's an seiner Stelle auch nicht können gestehn." — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh' er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ist's. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wieviel haben die nicht gered't, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt' man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, prost! ums Plaudern ist's den Weibern zu thun gewest, und das Häusle steht so just am End', da kann man hineinwischen, und es sieht's kein Mensch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtstubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflaurer in die eigene Schlinge fallen

ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte? Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt, ein Ehrenkleid.

„Ja", schloß sie ihre Rede, „den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt."

„Da mög' einer", machte die Tischlerin begeistert die Nutzanwendung, „Bonapart' heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das ist der Vorsehung egal."

„Denn jeder", fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur so lang', als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern."

„Und wenn die Zeit gekommen ist", sagte die Beutlerin, „hernachen ist sie da."

„Und hernachen", nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „sagt alle Welt: ‚So ist's einmal recht! So hat's einmal müssen kommen.'"

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man ist doch ein Mensch."

„Und", meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, „er hat doch eigentlich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein."

„Zumal", bestätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen so bußfertig ist wie der Holders-Fritz. Denn das muß man sagen, obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seel'. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräle gesagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu' über das, was er hat gethan, sondern er erträgt's als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt."

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holders-Fritz steht?"

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie errötete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein", spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen."

„Dummes Zeug!" lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so einer nicht wie der Holders-Fritz."

Die Tischlerin wollte beiden recht geben. „Nein, daran gewiß nicht", sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt' wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will. Denn warum?

Der Menſch iſt wie ein Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch ſterben."

„Ihrer iſt geholt worden?" fragte die Weberin.

„Ja", entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verſchämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte ſie ſich ein Herz und fuhr fort: „Das Fräle iſt zu Nacht gekommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkſtatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von ſich. Aber es iſt nix —"

„Was ſoll's denn auch ſein?" zankte die Heiterethei mit ihrer Angſt. „Bei ſo einem Jungen!"

„Ich mein'", fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo ſie hinſehen ſollte, „daß ich's ſag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da ſind, und es iſt nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' geſagt, und . . ."

„Mit wem iſt nix?" gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?"

Die Baderin hatte ſich's ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir."

„Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?"

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſie's nur war, die entgegnete: „Und ſo iſt's geblieben. Meiner hat ſich alle Müh' gegeben, aber ſo iſt's geblieben . . ."

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch geſagt: ‚Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.'"

„Es iſt nicht wahr", ſagte die Heiterethei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht ſein, wenn ſie's nicht zugebe.

„Es iſt der Marasmus[1] geweſt, hat Meiner geſagt", fuhr die Baderin fort. „Und ſo iſt's geblieben . . ."

[1] Auszehrung, Altersſchwäche und überhaupt Schwächezuſtand; in dieſem hat der Holders-Fritz ſeine verzweifelten Äußerungen gethan.

Die Tüncherin konnte sich nicht mehr halten. Wie in schmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiterethei wiederholte sie mit schrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz gesagt. ‚Ich will am Schmarasmus sterben', hat er gesagt, und hernachen hat er auch noch gesagt, wie's mit der Leich' soll werden."

Darüber geriet die Beutlerin außer sich.

„Da soll's wohl eine große Leich' geben?" fragte sie hastig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad' die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn so die Kurrendschüler singen und der alt' Meister Schramm, der Leichenbesorger, wackelt so barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares sieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt vom Vater des Lichts. Und der Meister Schramm nimmt seine Pfeifen aus dem Mund und legt sie auf den Teller, und hernachen geht's fort, so schwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig' einen Chri—hi—stenmenschen."

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beispiel zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die Frauen recht gut. Denn so oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerem Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend. „Sterben müssen wir alle."

„Aber so jung!" schluchzte die Tischlerin. „Er kann noch keine Zweiunddreißig sein. Er ist grad' so alt wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die

Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Menſch tot iſt, muß man ſagen, was wahr iſt."

Es entſtand ein Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Waſſer hat über den Kopf goſſen. Hernachen iſt er aufgewacht."

Das war für die Frauen ſelber kalt Waſſer über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erſt weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte ſie erſt ſeinen Tod und ihren Schmerz über dieſen und daß ſie ihn verſchuldet, als wär' er wirklich, da ſie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen ſah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" ſagte ſie. „Da iſt er noch gar nicht einmal geſtorben? Da hab' ich für nix geflennt?"

„Nun, und wenn er auch noch nicht geſtorben iſt", ſchluchzte die Tiſchlerin, die ſich nicht ſo leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „denn warum? Den Leuten ihre Schuld iſt's nicht."

„Ach", ſagte die Baderin leiſe, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zuleid' wollen thun. Er iſt auch ſchon lang' gar nicht mehr wild geweſt. Das Holders-Fräle hat geſagt: ‚So ordentlich und ſo die Gutthat ſelber iſt gar keiner mehr wie mein Tichterle.'"

Das gab ein neues Erſtaunen. Aber wie man einmal über dieſes hinaus war, wunderte man ſich, daß man hatte erſtaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böſe Abſicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal ſo weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und ſie beſannen ſich, jede hatte dieſen Unglauben auch ausgeſprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber so sind die Leut'", sagte die Tischlerin. „Denn warum? Wenn's nur nix Gut's ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glauben's die Leut'."

„Freilich! freilich!" spann die Weberin mit beiden Händen. „Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hat's ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?"

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!" rief sie; „über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten gesehn? Was wär' da erst d'raus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!"

„Es ist schrecklich", sagte die Tischlerin noch zorniger. „Wenn ich's nicht immer gesagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab' ich gesagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn soll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' ebensogut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? weil sie immer da hat geärbet, wo Weiden stehn."

„Ja", sagte die Baderin ängstlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun."

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber

das Unerwartete war dieſen Abend ſo oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und ſah die andern Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen ſagen?"

„Ja", entgegnete die Tiſchlerin beiſtimmend. „Denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird ſich jede noch können beſinnen, was ich für ein Geſicht gemacht hab', wie zum erſtenmal iſt die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen."

„Ja", fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tiſchlerin das Geſicht hat gemacht, da hab' ich die Tiſchlerin angeſehn und hab' geſagt: Das iſt eine Hochzig!"

„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher gethan", ſagte die Beutlerin. „Na, die Frau Weberin und die andern werden ſich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' gethan. So: Hahaha! Hahaha!"

Und wenn's ſonſt niemand ihnen glaubte, ſie hatten ſich ſo hineingeredet, daß jede wenigſtens von ſich überzeugt war, ſo habe ſie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden ſei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte ſteif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeſchwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechſel der ſtärkſten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte ſie, ſelbſt in der Aufregung, die ſie zu der wilden That getrieben, im Innerſten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um ſo entſchuldigungsloſer und ſchwärzer ſtand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun ſchoben die Frauen, indem ſie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewiſſen. Das allein zwar hätte ſie nicht ſo ſehr auf-

gebracht gegen jene; diese Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Gebärden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Zeremoniell der „Wachtstube" gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtinessin daheim zu thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte und doch käme, weil es einmal „so" sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängnis nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotenen Tassen mit zitternder Hand zum Munde und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtinessin: „Ei, du Gerechter!"

Die Schlosserin von drüben seufzte: „Nein, so was!"

Die Russen-Sattlerin stöhnte: „Sollt' man's denn meinen!"

Dann war wieder alles ſtill. Und wieder begann das Achſelzucken, wieder wurde der Kopf ſeitwärts geworfen, wurden die Hände zuſammengeſchlagen.

So eigen, man möchte ſagen, melancholiſch reſigniert und doch zugleich mit einer ſchmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtineſſin noch nie über ihrem rechten Ohr geſchwebt.

„Man ſoll nicht denken", ſagte die Valtineſſin endlich, als ſie ſaß, aber mehr zu der Stubendecke als ſonſt zu jemand, „man ſoll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag ſechszig iſt geweſt. Der Holders-Fritz iſt ins Waſſer gefallen? O, es fallen mehr Leute ins Waſſer! Er hat Weiden wollen hau'n? Ja, proſt die Mahlzeit."

Sie ſchlug erſt mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr ſie in Tönen fort, wie ſie der Gringel im Einfallen hören laſſen würde: „Obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Da liegt eine Kriminaljuſtiz! Ins Waſſer gerennt iſt er worden, der Holders-Fritz!"

Tauſend Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens, ebenſoviel Fragen waren im Entſtehen. Sie alle erſtickte die Valtineſſin erbarmungslos in der Geburt, indem ſie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tiſch ſieht man an, wozu ſie gemacht ſind, einem Menſchen aber nicht. Oftmalen ſieht einer aus wie Marzipan und iſt aus eitel Galgenholz geſchnitzt. Und da findet ſich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottſeibeiuns ſelbſt iſt geweſt, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild ſein, und wenn eine fröhlichen Herzens iſt, ſo iſt kein Falſch an ihr. Ja, proſt die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarren hertanzt, wie weiland der König David ſeliger vor der Bundeslad' — aber der Menſch red't ſich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag ſechszig iſt geweſt."

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles ſah erſtaunt auf die Heiterethei.

„Aber", fuhr die Valtineſſin fort, indem ſie ihre Haube auf das linke Ohr ſchwang, „aber es iſt nix ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' iſt geweſt. Denn der Vorſehung iſt keine Kreatur zu gering. Und kommt ſo was nicht vor die Gericht', ſo iſt's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewiſſen hätt'. Aber darum ſoll keine meinen, nun iſt ihr's geſchenkt. Denn dort über dem Häusle da" — ſie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da iſt einer, und dem iſt's egal, ob einer König oder Kaiſer oder auch ein ledig Weibsbild iſt. Und der ſieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsſteg. Und wenn ſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, und die Leut', die's trifft, mögen leugnen, wie ſie wollen, hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch verſicherten alle, ſie könnten's nicht glauben, ſie könnten's wirklich nicht, daß ſo eine, die man für die Beſt', für die Gutthat ſelber gehalten, ſo was ganz Schrecklich's ſollte gethan haben.

Die Valtineſſin ſchlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's leugnen, die's gethan hat, wie ſie will; hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Die Heiterethei aber ſprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtineſſin ruhig ſitzen blieb.

„Leugnen?" ſagte ſie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was ſeid ihr denn, wennſchon ich ein arm Mädel bin, und ihr ſeid reich und denkt, ihr ſeid Wunder was? Und gut; wenn's ſo einen gibt über dem Häusle da, wie die Valtineſſin ſagt, ſo weiß er auch, wer ſchuld daran iſt, und wenn ihr euch noch hundertmal mehr wundert. Was ich gethan hab', das hab' ich gethan! Und wär's was Schlimmers, ſo bin ich nicht, daß ich nun thät', als wüßt' ich nix davon, wie's andere machen, die

einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen sie einen noch."

„Die einen reizen?" rief die Valtineſſin voll Erſtaunen, als die andern verlegen ſchwiegen. „Hier ſitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?"

Da erhob ſich eine Stimme, in deren Ton ſich Angſt und Zorn wunderbar ineinander verbiſſen hatten. Alle ſahen nach der Thür; in dieſer erſchien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz ſchimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauſchte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort", ſchrie ſie, „daß man vor Gericht das glauben wird? und denkt, ſie will ſich weiß brennen, wenn ſie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, ſag' ich, muß einen leiblichen Eid leiſten, und nicht arme unſchuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich ſag' nur, mich ſollen ſie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier ſind. Und wenn ſie's dahin bringt, und die Weiber da laſſen ſich's alle gefallen . . ."

„Wenn man wüßt', was ſie eigentlich will, die Schmiedin!" unterbrach ſie die Valtineſſin. „Ich für mein Teil, was das auch mög' ſein, hier ſitz' ich und ſag': Ich laſſ' mir's nicht gefallen!"

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber ſie ſoll nur vor Gericht ſagen, ich hätt' ſie angeſtift't!"

„Angeſtift't?" ſchrieen alle zuſammen.

„Vor Gericht?" fragte erblaſſend die Tiſchlerin.

„Zum leiblichen Schwur?" rief entſetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin ſchlug ſchreiend die Hände zuſammen: „Ins Trillerhaus?"

„Und deſſentwegen", ſagte die Valtineſſin vorwurfsvoll,

langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest, und haben das Unsrig' versäumt?"

„Ich hab' euch nicht verlangt", entgegnete die Heiterethei.

„Ja", sagte die Valtinessin und schlug den Takt dazu auf den Knieen, „freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank; ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag sechzig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deshalb nicht wieder zu kommen."

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandelung unter feierlichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet thut, hier steh' ich und sag': Meine Händ' wasch' ich in Unschuld. Hier hab' ich gestanden und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie sich nicht zu Herzen zu nehmen."

„Ja und wahrhaftig", bestätigte die Schlosserin von drüben, „so hat die Valtinessin gesagt, und wie ich dazu hab' gesagt: Wenn's die Valtinessin spricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest."

„Hernachen", beteuerte die Russen-Sattlerin, „hat der Kaffee

angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint, es iſt, als ſagt' der Kaffee Ja."

„Hundertmal klecken[1] nicht", rief die Tiſchlerin, „daß ich geſagt hab': Sei Sie geſcheit, Annedorle; das iſt ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob ſie zornig werden oder lachen ſollte. Aber das Wort Furcht überhob ſie der Wahl. Der Tiſchlerin Rede traf ſie da, wo ſie am kitzlichſten war.

„Furcht?" lachte ſie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten ſagen, ihr ſeid ſchuld, daß ich's hab' gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein ſchieben, und das iſt erbärmlich. Nicht, weil's mich betrifft, aber daß die Leut' ſo ſind, das könnt' einem weh thun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten ſo ſpräch', wie ihr meint, da würden die ſagen: ‚Es iſt nicht das Geſcheit'ſt, was ſie hat gemacht, aber wenn ſie denen gefolgt wär', hernachen wär's erſt recht dumm.' Ja, wenn ich ſagen thät': ‚Ich hab' den Wachtſtubenweibern gefolgt', da wär's für mich nicht beſſer, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Valtineſſin beſchwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „ausſagen" konnte.

„Wenn die Sach'", begann ſie dann, „nur der Müh' wert wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich ſag': Ein Wort iſt kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle ſchon wieder vernünftig ſein. Ich mein', wir ſetzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zuſammen."

---

[1] reichen.

„Ja", sagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. „Setzt euch, wann ihr wollt, und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf' und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Die Frauen hatten sich's schon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernst der Heiterethei nicht eher, als bis diese mit entschlossenem Schritt dem Herd sich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Valtinessin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmut im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erschrecken kreischte und der Schmerz ausstöhnte und der Zorn drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Wassersnot. Und nun erreichte auch diese das Verhängnis, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Herd, die Opferstätte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde, schwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob sich die Valtinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiedenen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten rachefordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen", sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtineſſin auf ihrem linken Ohr schwebend erhalten. Die Valtineſſin schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus anderen Stuben sind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben, sind wir gekommen mit Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier steh' ich und sag': Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt' lieber sehn, wie sie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehau'n hat er. Wo soll einer anders Weiden hau'n, denn wo welche stehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehau'n, weil sie immer um die Weiden herum ist gewest? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf."

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank

und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebrach, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und die Heiterethei war sterblicher als andere, weil sie mehr Leben besaß.

Die Valtinessin fuhr einige Schritte zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie dieselbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passieren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, so daß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl", fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt."

„Ja", sagte die Weberin, indem sie, eilig bei der Heiterethei vorbeischlüpfend, das Freie gewann, „ja, weil sie selber die ganz' Geschicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät' lauern. Es weiß jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest."

Die Tüncherin war unterdes dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: „So 'was Schrecklich's ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle."

„Ja", fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, „am Gründer Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frein! und sie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„Und wie er nicht will", ergänzte die Schlosserin von drüben noch im Vorbeiwischen, „rennt sie ihm den Schiebkarr'n an die Bein'."

„Denn warum?" sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie den armen Bursch hat wollen verhetzen."

„O", seufzte die befreite Baderin vor sich hin, „er sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg."

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächstfolgende an sie an und an diese wieder eine andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu schwach. So kam's, daß sie in der Thür zu fallen kam und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten sie sich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als sie das überschnell ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bittersten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf sie dieselbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

„Drum soll sie doch ja nicht meinen", sagte die Tischlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das ist zuzutraun."

„Aber nu soll die ganz' Stadt wissen, wie die Sach' eigentlich ist gewest", sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: „Man holt sich da nix als Unrat und Geschmeiß."

Der alte Holunderbusch wirtschaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn sie's dahin will lassen kommen", scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier steh' ich und sag', so ein' Hochzig, wie sie hat wollen zu nichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein gewest."

„Und nu wird sich's zeigen", rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obschon mein Vater selig . . ."

Und nun war nichts mehr zu vernehmen als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde.

„Ich wollt' wer weiß was drum geben", sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, „wenn Ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt Ihr auf Euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich Euch wollt' abhalten, seid Ihr nur immer noch wilder geworden."

„Weil ich recht hab' gehabt!"

Die Alte schüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden", sagte sie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechzig ist gewest."

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Valtinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja mit Andacht weiter sprach, öffnete die Heiterethei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's Euresgleichen wär' gewest", spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' recht. Die großen Leut' sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut ist, so ist man froh und bild't sich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müssen sein. Denn warum? Wenn's schlecht ist, muß man immer denken, es könnt' noch schlechter sein, und man müßt' sich's auch lassen gefallen."

Die Heiterethei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. „Und da meint Ihr, die armen Leut' müssen denen ihre Wetterhähn' sein und müssen sich drehn, wie die blasen! Ja, Ihr seid so eine, die Krumm läßt Grad sein, wenn nur die Valtinessin einen gnädigen Nicker macht, wenn Ihr an ihr vorbeigeht und Euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig' vor Euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild!"

„Ich wollt'", sagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, Ihr wär't vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen!"

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiterethei sagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß Ihr 'nauf kommt in Euer Stüble."

Die Alte nahm die Lampe wieder und sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber Ihr — nicht einmal den Neiger habt Ihr mir zulieb'

gethan — Ihr seid — na, ich mach' ja schon. Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl."

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie so ganz andern Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn sie mich setzen", sagte sie, indem sie hinausging, „an dem Fritz hab' ich's zehnmal verdient, und es ist doch tausendmal besser, als der Fritz wär' tot und wüßt' auch keine Menschenseel', daß ich's hätt' gethan."

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hülfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So ſtand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, ſie hat ſich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigſtens könnt' ſagen: es iſt nicht gern geſchehn, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich ſo klug wär' und mich doch noch freit'. Er ſollt's nicht ſpüren, daß ihm der Finger fehlt, und es ſollt' trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin ſelber daran ſchuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern laſſen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' gethan. Aber wer ſollt' ihm das ſagen? Und wenn ich mir ſo was ließ merken, wie würden die Weiber erſt reden! Und ich weiß nicht einmal, was er ſelber meinen thät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu thun! Ich brauch' keinen, ich kann's noch ſelbſt ermachen. Mir iſt's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin ſchuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüßt' gar nichts davon."

Sie ſann vergeblich auf das Wie.

Ein Windſtoß arbeitete ſich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Äſten kämpfend feſt hielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremſe. Er erinnerte ſie weckend, daß ſie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlenſteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erſt gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlenſteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen geſehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln faſt erſtickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte ſie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf das Kind, das im ſanfteſten Schlummer lag. Dann nahm ſie die Haue vom Nagel, und eilig mit ſchnellem Schritt ging's erſt an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Ebenſo flüchtig als geſtern um dieſe Stunde eilte ſie durch

das Thal. Ebenso hatte sie den Unterrock über den Kopf heraufgeschlagen, daß niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrak sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Ebenso laut pochte ihr Herz, und doch von wie ganz anderen Empfindungen als gestern.

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehen und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingesäet standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zugehabt, als müßt' er die Räusch' verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken." Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hier und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste

gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinen Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hülfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterladen konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen teilte, und ihn zu verständigen, wohin und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indes war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständnis zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler!“ so verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewußtlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da gibt's noch ganz andre Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch

lang' kein Schieferdecker, der den Hals gebrochen, 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen." Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!"

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: „'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „Es ist aus mit ihm." Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen."

„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?"

Der Meister wurde seinen Irrtum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl wie der Fritz sei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut." Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen.

Wir wollen ihn ſchon kriegen. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding."

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; ſie machte den Bader darauf aufmerkſam. „Ach, Meiſter Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix ſchad't!"

„Schad't?" entgegnete der Meiſter. „Da ſchneiden wir ihn 'runter."

Die Alte ſah ihren Enkel ſchon verſtümmelt und ſchluchzte laut.

Der Meiſter aber lachte, um ſie zu beruhigen, wie ein Teufel und ſagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleiſch genug am Leib', und thät' man ihm alle zehn 'runterſchneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter: wo hab' ich nur mein Meſſer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin."

Die Alte hielt dem Meiſter in ihrer Angſt beide Hände feſt. Sie ſchien ihm zuzutrauen, er ſchnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge, und daß ſie darüber nicht ängſtlich zu ſein brauche.

„Was?" ſagte der Meiſter. „Das iſt die Hauptſach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es ſoll Ihr nicht angſt werden; dafür bin ich da. Was iſt's denn ums Sterben? Und für ſo einen Kerl? Der ſtirbt nur ſo; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin."

„Ach, du lieber Gott, er ſtirbt!" brach die Alte aus.

„Was denn?" fragte der Meiſter. „Der? dem fällt's noch nicht ein."

„Aber Er hat's ja ſelber geſagt, der Meiſter Schnödler."

„Ja, zum Exempel", entgegnete der Meiſter, „wie ich Sie beruhigen thät', wenn's der Fall wär', er ſtürb'. Aber das iſt ja Kinderei mit dem. Höchſtens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen ſteifen Finger, weiter iſt's mit dem nix. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin."

Dabei streifte er sich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix", lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein als Wasser? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken."

„Mein Tichterle", sagte die Alte, „trinkt nix anders mehr als Wasser."

„Na und da sind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel gesessen und eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen."

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

„Wenn ich einmal so einen unter mein Messer hätt' gekriegt, weil[1] ich in Dresden die Chirurgie hab' studiert! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so eine!"

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken als vorhin der Überguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev' hab' ich aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkstatt", setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Besinnung zu sehen! Sie liebkoste ihm wie einem kleinen Kinde.

[1] Altertümlich und dialektisch für „als, während".

„Ihr ſeid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt ſchon was?"

„Aber, Fritzle", entgegnete die Alte, „du haſt mir's die Nacht erſt geſagt. Was denkſt du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn ſie ſchlafen?"

„So thut's morgen", ſagte der Fritz, „redet mit der Valtineſſin."

Er ſank wieder aufs Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh", verſicherte die Alte. Dann ſah ſie den Meiſter Schnödler wiederum ängſtlich fragend an. Das Umſinken des Kranken beunruhigte ſie von neuem.

Der Meiſter aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von dieſem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir ſauer", ſagte er, als ſie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er ſetzte ſich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu thun; ich könnt's beſorgen."

Die Alte erſchrak. „Ja, was denn?"

„Das Richtigmachen mit der Valtineſſin-Ev'."

Die Alte wollte ihn noch nicht verſtehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er ſei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erſt die ganze Geſchichte von dem Auflauern ihres Enkels, und wie man erſt geglaubt, er wolle der Heiterethei etwas Böſes zufügen, dann, er ſei ihr zu Gefallen gegangen, bis er ſelbſt erklärt, es habe der Gringelwirts-Valtineſſin-Ev' gegolten.

Das letzte kam ihr, wie ſie bei ſich ſelber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geſchichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht ſchwer im Begreifen. Nachdem ſie, was ſie noch nicht wußte, dem Bader geſchickt abgefragt, ſo daß ſie das Ganze der Begebniſſe, ſoweit ſie bekannt waren, überſehen konnte, begriff ſie den Zuſammenhang. Das Beſte ſchien ihr, den Fritz ſich

erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtinessin-Ev' richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang' in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswertesten sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräle nach einigem Besinnen: „Ja, Meister Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen als ich. Aber bei so einer Frau wie die Valtinessin ist's nicht, als wollt' ich eine Mäd dingen; da könnt' ich Euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andere Leut' still sein von der Sach'. Mein Fritzle ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen, er hat der Heiterethei aufgepaßt, so will er den Leuten zum Trotz die Valtinessin-Ev'. Sagen aber die Leut', es ist ihm um die Valtinessin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn Er meint, daß die Valtinessin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, so wird die Valtinessin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, so sagt nur, ich bin dort gewesen, und die Sach' wär' so gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? das ist's eigentlich gewest, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's", entgegnete der Meister. „Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt, da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider gerät. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!"

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!“

Des Mondes Prophezeiung erfüllte sich. Die Heiterethei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon anders Wetter sein“, meinte die Heiterethei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt.“

Die Heiterethei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: „Schad't nix. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit gibt's genung.“

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Valtineſſin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmütigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Teil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommenen Herrschaft sein eigenes scheiden sieht.

Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine besondere Liebloſigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zuliebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zu Hause blieb, war sie überflüſſig und tappte kopfschüttelnd langsam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster geſetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem andern so unähnlich geſehen, als seit die Heiterethei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eigenes Geſicht. Es war, als wäre das Stübchen nach seiner Erbauung zum ersten Male leer, seine Wände rückten immer weiter auseinander. Der Holunderbusch sah wie glatzköpfig aus, so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiterethei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtineſſin geſeſſen, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabſchnitte. Vermied doch die Heiterethei selber, im Vorbeigehen mit der seitwärts schwebenden Haube der Valtineſſin zuſammenzuſtoßen.

Außerdem vergaß sie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Geſpräche der früheren, die Angſt und

das Mitleid der letzten Tage hatten ſie ſo ſehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß ſie es nicht mehr wußte, wenn ſie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieſes Denken an den Fritz. Das Bewußtſein ihrer Verſchuldung, ihr Sinnen, wie ſie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigſtens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geſchlummert hatte. Das zeigte ſich bald auch in ihrem äußeren Anſehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit ſchwächeren Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen eingezeichnet ſind.

Und Zeit hatte ſie und ſollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwickelung dieſes neuen Daſeins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pauſe gemacht; noch vor der Sonne des nächſten Tages begann er wieder ſeine eintönige Muſik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich grau in grau auf die wachſenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerfloſſen; er nahm ſeinen ſchärfſten Stift und ſchien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, ſie unzerſtörbar einzugraben. Das Wachen ſelber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit ſelber wurde ſchwermütig bei dem eintönigen Liede, das er ſich dabei ſang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechſel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr beſaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterſchieden ſich nur noch durch das Oben und Unten.

Erſt ſah man jede Stunde nach dem Wetterglaſe, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht

mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch welche die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiterethei auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen noch zum Scheuern noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtineffin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich, wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? Wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, deucht sie das

ſo ſchwer und peinlich, daß ſie für jeden Buchſtaben gern ein Scheit Holz ſägten oder hackten; an einem anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und ſie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, ſich darum ſtundenlang zu quälen.

„Und an ſolcher Faulenzerei", fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, „hab' ich ſelber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder ſchön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß ſie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie iſt ſo weſentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin iſt verzehrt, was ſie für ein mögliches Krankenlager bisher ſich abgedarbt hat; nicht für ſich — daß ſi krank werden könnte, iſt ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigſten der Heiterethei ſelbſt — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie iſt dafür auf einmal deſto geſuchter. Bald wird ſie zu der Valtineſſin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie ſpricht jeden Tag vornehmer, ſie fängt ſchon an, die Haube zu balancieren wie die Valtineſſin, aber natürlich im richtig bemeſſenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält ſich zu dem der Valtineſſin wie ein Schweineſchwänzchen zu einem Löwenſchweif. Und geht ſie breiter denn ſonſt, ſo iſt ihre Grazie gegen die maſſive, ſteinerne der Valtineſſin nur eine aus Holz und Lehm, und ſie ſelber nur ein beſcheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur ſelten kann ſie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzuſehen, und dann läßt ſie gutmütig, ſoviel in der Eile möglich iſt, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Geſtalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat ſie nicht den Mut, wenn auch die Luſt. Denn ſie kennt die Heiterethei. Und die gibt ſich auch nicht das Anſehen, als ob ſie etwas bedürfe. Ja, ſie treibt noch Poſſen mit der Annemarie. Sie ſpielt die

Person der Valtineſſin und der Weberin gegen ſie, und weiß das mit ſolcher Geſchicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr ſüßſaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuſchung befangen, ſich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau ſelber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen erſah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von Euren großen Weibern", ſagte ſie, „daß Ihr erſt vom Wetter müßt anfangen, wenn Ihr mir was wollt ſagen. Da iſt nur eins zu machen, entweder Ihr red't oder Ihr red't nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„Vor meinetwegen brennt die Lampen gar nicht an, Bäs Dorle", entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm ſuchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit ſich die nicht ſtößt."

„Das Liesle ſitzt ja ſo ruhig, und das Öl, das wird ſchrecklich teuer bei der Witterung."

„So will ich's noch laſſen gehn, aber nu hätt' ich gedacht ..."

„Ja", ſagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es ſein, und gab ſich ſelber einen Stoß, daß ſie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„Weil Ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen", ſagte ſie, „und es iſt groß genug dazu; ſonſt übrigens außerdem blieb' ich lieber bei Euch wohnen als wo anders."

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heiterethei.

„Ja", ſagte die Annemarie, „und der Holunderbuſch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Bruſt nicht mehr ertragen."

„Der hat abgeblüht", entgegnete die Heiterethei ruhig. „Und

wenn er's einmal hat gethan, ſo thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweitenmal."

„Und der Bach", fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach", half die Heiterethei der Alten, weil ſie ſah, dieſe wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der iſt halt ſchrecklich naß. Habt Ihr heint ſchon ans Ausziehn gedacht, wie Ihr Mittag ſeid dageweſt?"

Die Alte bejahte und geriet ſchon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich", ſagte dieſe, „warum das Öl ſo teuer iſt, und warum Ihr gerad' jetzt kommt, wo's finſter iſt. Ihr habt gedacht, ich ſeh's Euch ſonſt an, daß Ihr Vorwänd' macht. Wär't Ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geſchlafen, da wär's noch beſſer geweſt; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's Euch auch nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh' Ihr wieder fort ſeid. Ich bin freilich nicht ſo höflich wie Ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn Ihr einmal die Wahrheit red't, wollt Ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei Euern großen Weibern iſt das vielleicht das Recht', zumal wenn Ihr noch einen ſchönen Reiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, ſo iſt das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr ſeid Euer eigener Herr und könnt in der Valtineſſin ihre Brillenſcheiden[1] ziehen, wenn Ihr wollt. Ich hab' Euch nix zu ſagen und mithin auch nix übelzunehmen. Was das Liesle da angeht, ſo muß die Sach' gehen, wie ſie kann. Mir kann's einerlei ſein und iſt's auch, und nu iſt's fertig."

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne ſie. Nicht als hätte ſie gewünſcht, die Heiterethei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, ſo ſehr ſie ihr ſchon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch

[1] Brillenfutteral.

zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbretzel auch fast gar nichts gewesen, und gab sie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Bretzel, was sie dabei so mit Wehmut erfüllte.

„Wenn Ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!" begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend. „Und wenn Ihr mir nur wenigstens den Neiger zulieb hättet gethan vor meinem End', aber so . . ."

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich ebenso seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der

Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder ebenso eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt' es der Annemarie gesagt. Diese wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen" selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich ebenso sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen. Und ging einer vorüber,

so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bette nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen müßten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eigenen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wolle sie um die Ecke nach Hilfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod löste zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Über die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen schluckten sie gierig ein, ebensoviel andere spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend so lustig wie eine Wiese, und der alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff, wie ein durchnäßter Regenschirm in einer Ecke, und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Valtineſſin that, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Ähnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweisſagt", meinte ſie. „Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbar Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag ſechzig iſt geweſt, der weiß, was er red't. Hier ſitz' ich und ſag': Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündflut iſt's."

„Ja", ſagte der Meiſter Schnödler mit unſicherer Zunge, „die Heiterethei, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!"

„Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett't, wie ſelb'mal", fuhr die Valtineſſin fort. „Die Annemarie da, das iſt der ander' Noah."

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

„Ja, es iſt kurios", ſagte der Morzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es ſcheint, das ganz' Alte Teſtament geht noch einmal für in unſerm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündflut; nu muß der babyloniſch' Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Egyptenland."

„Der iſt geweſt, der Auszug", ſprach die Valtineſſin. „Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab' manchmal beinah' gemeint, man hätt' ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel ſelber gered't."

„Zu viel gethan?" beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. So eine kann gar nicht zu viel thun."

„Ja", meinte der Schmied, „das Zuvielthun ist andern Leuten ihre Sach'."

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: „Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab' ..."

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Valtinessin unterlief seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. „Meister Schnödler! Aber was ist denn da in Seinem Glas gewest?"

„Das ist Bier gewest, Frau Valtinessin. Wenn ich sag' einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern."

Die Valtinessin sagte: „Ja, wenn Er's so meint!"

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Valtinessin an. In seinem weißlichen Rock schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Valtinessin etwas ins Ohr zu flüstern.

„Von wegen", sagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!" rief die Valtinessin.

„Nu, wie ist's denn mit dem?" fragte die Ev' leichthin, als sie herangekommen war.

„Ja, so ein Kerl", lachte der Meister Schnödler. „Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtinessin, wollt' ich, kräg's einmal. Die sollt's herumreißen. Das ist noch lang' nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. Wir wollen Sie schon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiterethei. ‚Ich kann sie nicht loswerden', schreit er. ‚Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da.' Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: ‚Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Valtinessin?' So ist er auf die Jungfer versessen."

Die Gringelwirts-Ev' ſchien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erſt hab'", ſagte ſie zu ſich. „Ich will ſie ihm ſchon herausbringen."

Der Meiſter Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder ſonſt einem anderen Grunde nicht wollte merken laſſen.

Der Valtineſſin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne Neigung zum König Pharao haben, oder es ſchien ihr nicht der Mühe wert, ſich ſo etwas einfallen zu laſſen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund ſagte, ſie brauchte eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's abſolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das iſt ein Kerl! Aber ich will ihn ſchon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meinte ſie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl wie die Frau Valtineſſin, da müßt' ſie ſelber kommen. Und das geſchäh', ſowie ſie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß ſie den Schloßberg könnt' ſteigen. Und weiter ſagen ſoll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' ſagten, er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen."

„Hm!" dachte die Gringelwirts-Ev'. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräle ſie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erſt fertig iſt, der will ich's ſchon einträuken."

„Ich meint', er wär' ſelber alt genung", ſagte ſie, „und könnt' ſchicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zuſammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann ſie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverſchämtes Geſicht. Wenn's einer machen thät', einen großen Kuppelpelz träg' er nicht von mir."

Der Meiſter Schnödler verſtand wohl, daß das hieß: „Der träg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er ſchmachtete ſie an und ſagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das iſt noch ein ganz anderer Kerl als das Holders-Fräle."

Aber die Valtinessin schwang ihre Haube, so daß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

„Das Holders-Fräle hat recht. So einen schickt man nicht zu der Gringelwirts-Valtinessin", sagte sie, „in solcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respektieren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz' ich und sag': Der Gringel wirft sein Mordmädle niemand an den Kopf."

Das Mordmädle griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: „Spanisch-Bitter", und schenkte dem Meister Schnödler unverlangt zweimal nacheinander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: „Der Meister Schnödler braucht sich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein' ich auch."

Der Meister Schnödler verstand; er nickte der Ev' mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Valtinessin hindeutend, zu verstehen: „Ein verwünschter Kerl, die Frau Valtinessin! Aber wir wollen sie schon kriegen."

Der Meister ging, und die Valtinessin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja", sagte sie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht gewest, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär' vielleicht der ganz' Regen nicht gewest. Was denkt sich die Annemarie dabei?"

„Ach", sagte die Annemarie; „aber was meint die Frau Valtinessin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenn's zehnmal sich für arme Leut' schicken thät', daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Valtinessin sagt. Und die Frau Valtinessin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nix dabei zu denken ist. Und wenn's sein

könnt'; in der Frau Valtineſſin ihrem Beiſein mich's zu unterſtehn, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt wie die Frau Valtineſſin und iſt am Gründonnerstag ſechzig geweſt!"

„Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für Ihre Umſtänd'", genehmigte die Valtineſſin dieſes Erſterben in Demut, „drum hat der Herr Sie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erſehn, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erſchaffen."

Die Valtineſſin dachte, als ſie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz ebenſo beſtimmt den Gäſten des Gringels als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und ſchon machte ſich ein Morgenwind auf, dem weiteren Regen zu ſteuern.

„Ja", ſagte die Valtineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, „das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend't geweſt. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär' geweſt, daraus kann man erſehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott ſo was vor hat, ſo ſollen die Menſchen behülflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz' ich und ſag': Was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſchehn."

So triumphierte die Valtineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum Beſten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Liebllosigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dichten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz die Stelle niedergelegt, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Valtinessin und der Weberin abgelauscht. So hatte ja sie immer die Reiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könne sie noch rückwirkend alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verschuldet, nachträglich für sie ersetzte. Und so oft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abschiedsbretzel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mit schmerzlichem Vorwurf: „Wenn sie nur wen'gstens hätt' gesagt, ich wollt' lieber, ihr blieb't! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Reiger hat sie mir noch zulieb' gethan vor meinem End'."

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen als das rauhe Wesen des alten trockenen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Was-

ſerbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurückzujagen. Unter ſeinem zornigen Schnauben raffte es ſich zuſammen aus ſeiner Zerfahrenheit und floh zurück nach ſeiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er ſich zum Ruhen legte nach der ſchweren Arbeit, das hing hoch wie ſchneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da ſpann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit roſiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborſtenen Leibe des Grau all die Farben wieder erſtanden, die es verſchlungen hatte! Wie Scharlachſpinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wieſen die roten Unterröcke durcheinander, dazwiſchen dunkle Jacken und Beinkleider wie ſchwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Tintenkleze. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, ſo in tauſend Strömen ſtieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anſtatt des grauen Regengeplätſchers erklangen unermüdlich die bunteſten Vogelſtimmen. So verlaſſen hatten noch nie der Webſtuhl und die Brücke geſtanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Senſe oder Rechen zu führen wußte, konnte ſchwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar geſunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das geſundeſte, regte ſich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es ſtak, Dank den Anſtrengungen des Regens luſtig genug geworden, luſtig bis faſt zur Durchſichtigkeit.

Die Heiterethei hätte ſich beim Ein- und Ausgehen das Thüröffnen erſparen können. Es war faſt komiſch, daß ſie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte ſie nicht erſt zu öffnen gebraucht. Ja, ſie ſchloß die Thür ſorgfältiger als je, wenn ſchon ſie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn ſie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes that und dabei

ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch welches erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der notwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiterethei so dasitzen zu sehen und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das eine übriggebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständnis in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen alles still gewesen war und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen, erst spät ge-

kommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Widerschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. „Nu werden sie doch müssen kommen", lachte sie in sich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Soun' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang' dauern, so werd' ich geholt; aber hernachen thu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei gewest, hernachen ist mir nicht bang'. Wenn sie nur einmal wieder gesehn haben, was ich ermachen kann."

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angethan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derselbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief, es war nur der alte Holunder. Von einem so wertgehaltenen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem eigenen graurötlichen Dufte an, den man den Herauch[1] nennt, und der dauernde Trockne prophezeit.

[1] Herauch (Heerauch, Hehrrauch, Haarrauch), die bekannte Erscheinung der Trübung der Atmosphäre durch einen rauchähnlichen, bläulichgrauen Dunst, auch „Höhenrauch" genannt, kommt besonders im nordwestlichen Deutschland und Holland vor und ist meist als Wirkung des Moorbrennens zu erklären. Er erzeugt, wie neuere Forschungen ergaben, weder Dürre noch Kälte und hat überhaupt keine der ihm vom Volksglauben zugeschriebenen schädlichen Wirkungen.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleichend ein schwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienstbote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen, in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtineffin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille heraus zu hören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: „Aber Mädle, bist du denn der Verzeihmirsgott? Was ist das für eine Aufführung da?"

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das sagte. „Sie ist eben auch eine von den Großen, oder will's wenigstens sein", dachte sie bei sich; „sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder." Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: „Ist jemand da draußen vor der Thür?"

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. „Mit mir stellst du keine Faxen an", sagte sie. „Du bist nicht der Mann danach."

Trotzdem ging die Heiterethei erst ans Fenster und öffnete

dasselbe auch noch mit großer Umständlichkeit. „Ihr seid's, Frau Dotin? Aber warum kommt Ihr nicht herein ins Häusle? Ich laß' das Fenster nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu ist, kann man's nicht gut hören, wenn jemand draußen spricht."

Die Reicker Wirtin schüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewest, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätt' sollen angreifen." Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: „Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wut."

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein", sagte sie dann; „wenn man dir nämlich was Gut's zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt' man meinen, es wär' nicht nötig."

„Ach", entgegnete die Heiterethei lustig. „Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber Ihr fürcht't Euch wohl gar vor mir?"

„Du denkst, du bist die einzig', die sich vor gar nix fürcht't", lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die Alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die Alte sein konnte. Drum fuhr sie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßt du mir deine

Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch fortgehn ohne das, das sag' ich dir."

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch; das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn sie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding'! Nennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frei'n, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle!"

„Weil er mich nicht will frei'n?" unterbrach sie die Heiterethei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, solang' sie nicht selber sprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: „Das habt Ihr Euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehen, was zu Euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr' eigne Unart denken, wie sie mir so lang' in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt' mir auf und wollt' mir was thun, bis ich's hab' geglaubt."

„Das mög' sein", entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „das mög' sein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist, und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber 'nein gerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zu-

sammen eine schlechte Eh' und wird nicht gut, bis sie sich scheiden, und die Armut freit die Modestigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hätt'st, da wär' die Wand wieder zugewachsen, du hätt'st selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich beizeit' bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bitt'st den großen Weibern dein' Unart ab. Die Valtinessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen ..."

An der Heiterethei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. „Ich dächt' auch, Ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag' Euch nur so viel: in meine Ohren geht nicht das Zehntel als in Euern Mund."

Die Wirtin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das ist deine Sach'. Mach' du, was du willst; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du selber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär' recht gut und schön, was du an der thust, wenn du kein arm Mädle wärst, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wem's ist, aber das wissen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinst's gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Ruten abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmst, die sie vernünftig machen könnt', besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?"

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die

Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon." Und indem sie das Liesle auf ihren Schoß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß jeder seine Leut' kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein ander's mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt' denn der Totengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich Euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger gewest, der hätt' Euch aufgefressen, statt Ihr ihn. Und eine rote Nase hätt' er nunmehr auch von Euerm Bier."

„Ja", sagte die Wirtin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, „lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alte Bier'. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix als ein pures Kind. Ich hab' dir gesagt: mach', was du willst; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben wirst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt', warum ich das sollt' thun. Aber es soll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat sie in ihrem Trotz bestärkt. Und nun will ich auch einmal sagen: und so ist's, und nu ist's fertig. Behüt' dich Gott!"

„Ja, wie Ihr's sagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiterethei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen sollte oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man hereingekommen ist. Hätte nicht unbewußterweise auch die Reicker Wir-

tin dieſe Nötigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu ſpät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf und ſchüttelte ihn noch, als die Heiterethei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht ſo ums Herz geweſen, als ſie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der ſie noch Teilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Not, die mit ſchnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch ernſen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte ſie dann nur noch in ihrem Trotze beſtärkt.

Waren das böſe Nächte geweſen ſeither für die Heiterethei, ſo zeigte ſich die heutige um nichts beſſer.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menſchen geweſen, die ſo unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte ſie nie dringender gefühlt, wie nötig ſie dieſelben hatte.

„Meinetwegen?“ ſagte ſie, kummervoll aufſitzend im Bette, denn nichts verſtärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher als die äußere Hülfloſigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär', ſie ſollten mich zu nix zwingen, ſolang's Wurzeln gibt auf den Wieſen und Waſſer im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's ſo aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt' ich's nur wenigſtens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt'! Und ſie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh ſein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das iſt nun auch alle. Aber abbitten thn' ich doch nicht! Mich anbieten zur Ärbet,

das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: ‚Gebt mir Ärbet', wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach' ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was anders. Ich schlaf' aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letztenmal, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dazu machte die Heiterethei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Gebärde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hülfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu lesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, that sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamerweise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröten und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiterethei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt.

Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort ſprechen konnte, dennoch ſuchte ſie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle", ſagte ſie ſchnell, um ihr zuvor zu kommen; „es iſt ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind biſt und ſchläfſt, und hernachen ſagt er's ſeinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er iſt ſchon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erſt eins, hernachen legt er ſich auch nieder und ſchläft."

Das Kind war ſchon wieder im Entſchlummern und ſank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anſtrengung mehr, ſich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte ſich eine Gedankenreihe an, die ſtark genug war, ſich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei ſich bei ſich ſelber entſchuldigen müſſe, daß ein F und ein H auf ihrem Handrücken ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug", ſagte ſie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', ſo wär's ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man alles kann ſagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär', und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm ſeine Sach' zuſammenhalten! Da wollt' ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkſtatt und ſcheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich thät' zu viel. Zuerſt müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es iſt, als wenn's ein-

mal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Westen wie ein Schlenkerles-Jörg[1] dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gass'. Es ist ein Jammer, wenn so ein hübscher gewachsener Mensch so gar nix auf sich hält. Er ist der schönst' Bursch, den ich gesehen hab'. Aber die langen, wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen soll; wird nur der Rockkragen schmutzig davon. Und sein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er ist die Gutthat selber, und wenn er welch's hat, so haben's eigentlich andre Leut', und wo selber genug haben im Haus."

So sinnt sie. Aber schon versagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der eine sagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger, denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger."

Die Heiterethei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz."

„Und wenn die Ev' ist", entgegnete der andere, „wie ihre Mutter, die Valtinessin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zusammenhalten."

„Die Ev'" — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang' schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein." Sie zieht sich eilend an, während die Valtinessin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Valtinessin auf ihre Kniee", denkt die Heiterethei, „und nun geht's los. Richtig!"

[1] Humoristische Bezeichnung eines schlappigen Menschen (einer, der hin und her schlenkert).

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': sie wird gleich kommen, das Annedorle."

„Denn warum?" fügt die Schreinerin hinzu, „sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit."

„Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt!" sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Beil bei Mein'm bestellt."

„Dummes Zeug!" sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. „Ich fürcht' mich vor zehn solchen nicht." Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang' vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los", sagt sie; „ich hab' gern meine Händ' frei."

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: „Wenn ich immer so dastünd', und er säh' mich immer so an!"

„Gelt", sagt sie zu ihm, „du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du soll'st mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt' stehn und könnt' dir das selber sagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir sag'. Aber daß du nun die Ev' willst frei'n!"

„Ja", sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, „das

ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da ist's nun nicht mehr zu ändern."

Das begreift die Heiterethei. „Wenn's so ist", meint sie traurig, „da ist's freilich zu spät. Aber halt' mich nicht so närrisch bei der Hand!"

„Thut dir's weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz."

„Deswegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wär'st, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir ist angst, die thun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der Gringelwirts-Ev'?! Guck, so eine ist nix für dich. Du kannst keine brauchen als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev' ihr Gesicht! Wenn ich mir denk', wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat liegen lassen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie haben auch Kinder genung; und wer weiß leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ständ'. Das wird sie hin und her werfen aus einer Ecken in die ander', wie sie's macht. So ging ich hin, damit's säh', wie's mich dauert. Aber ich sag' dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achsel lass' ich mich nicht angreifen. So leid' ich's von meiner Schwester nicht, geschweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's

iſt! So iſt mir's mein Lebtag nimmermehr geweſt. So müßt's im Himmel ſein, wenn nicht die Angſt dabei wär'!"

„Vor was denn?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', oder du hätt'ſt ein ander Kind, aber es wär' dein?"

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß ſie nur ein Bein hat. Da kann ſie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„So?" ſagt der Fritz. „Hat ſie nur eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber ſie kann beſſer davonlaufen als andere mit zwei."

„Das iſt alles ſo närriſch", meint die Heiterethei. „Aber ſo närriſch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum ſoll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das ander' geglaubt."

„Aber da kommt gar der Holunderbuſch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm ſeinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtineſſin geführt. Wie die geputzt iſt! Das iſt auch noch nicht paſſiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter iſt Brautjungfer geweſt. Ach, nimm ſie nicht, Fritz! Nimm ſie nicht, die Gringelwirts-Ev'! Und laß mich los, ſonſt muß ich dich ja drücken, bis du tot wirſt, und hernachen kannſt du die Gringelwirts-Ev' nicht frei'n."

„Drück mich tot! Drück mich tot!" ſagt der Fritz, umſchlingt ſie und legt ſeinen Mund auf ihren.

„Laß mich los", ruft ſie zornig und hält ihn doch ſelber feſt. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Geſicht. Sie gibt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wird, wie damals vom Ulrichsſteg; daß ſie ſelber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es iſt faſt, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie taſtet daran herum, denn es iſt plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber iſt etwas heller; ſonſt iſt die ganze Gegend finſter um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Atem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letzten Male einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev' freit'. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber hätte, wär' dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von neuem einschliefe, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch thäte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz", sagte sie laut. „Mag er die Gringelwirts-Ev' frei'n. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig." Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus

ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß als ihr Geſicht.

„Wenn ich baden ging'", ſagte ſie zu ſich, „dann müßt's anders werden."

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hätteſt, aber es wär' dein?" da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet, da kann ſie's nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie niemand — dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat ſie denn etwas Böſes gethan?

Denkt ſie der Gringelwirts-Ev', ſo ſchnürt's ihr die Seele zu. Da ſteht ſie; die vertraute Tiefe lockt ſie mit tauſend heimlichen Lauten, ſich hineinzuſtürzen, wie ſie geht. Ein leiſer Windſtoß erſchreckt ſie; erſt ſucht ſie ſich in ſich ſelber zu verſtecken, dann flieht ſie heimwärts wie ein ſcheues Reh.

Hat ſie der erſte Traum ſo ganz geändert? Sonſt fürchtet ſie niemanden. Aber es iſt auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche iſt's. Und dieſe hat ſie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erſte Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als ſie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie ſieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abweſenheit.

Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle", sagte sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, „ich laß' dich gewiß nicht, solang' ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja", sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, „es ist doch kurios, wie alles will gelernt sein, auch das Krankſein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und red't und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenn's halt von selber geschäh'. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab' hinein können kommen, und daß ich's erst wieder hab' müssen lernen. Es heißt, wer gesund wär', der thät' nicht wissen, daß er einen Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wissen, daß eine Sonn' ist und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund spür' ich das alles wie ein Kranker seinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt' oder schon läg' mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ist's. Das

Lüftle vom Kreuzberg her, da iſt's, als müßt' ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür' ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt' nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt."

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehen. Sie weinte.

„Was weint Ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder daſitz'ſt und biſt geſund, das dauert mich ſo."

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger aus ſeinem Geſichte. Vielleicht weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Mut hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr ſeid ein dumm's Fräle", ſagte der Fritz. — „Habt Ihr das nu fertig gemacht, da mit der — Ihr wißt ſchon, was?"

„Mach' nur erſt, daß du wieder ſtark biſt und deinen Beſuch kannſt abſtatten."

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und ſie wiſſen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich ſie allein könnt' ſprechen?"

„Freilich, Fritzle, freilich", entgegnete die Alte. „Es iſt aber doch närriſch mit den Menſchen. Guck, ſag' mir einmal, Fritzle, haſt du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt iſt geweſt in der Werkſtatt?"

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor ſeiner Änderung.

„Ja", entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingeräumt, weil Ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab' nix können finden."

„Ja", meinte die Alte, „glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund' hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneid't nicht."

„Ja", sagte der Fritz. „Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — Ihr wißt schon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab' müssen suchen, wo sie haben gehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest."

„Und rat' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht gewest."

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: „Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' sie's gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein."

„Nu, ich will dir's sagen, Fritzle, die Heiterethei ist's gewest."

„Also doch?" Dem Fritz stieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtinessen-Ev' habt Ihr wollen sprechen."

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen. Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgehn, zieh' ich nach Amerika."

Die Alte erschrak. Sie fing an, zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung

abzubringen, die Heiterethei verſchmähe ihn, plauderte ſie wie unabſichtlich weiter:

„Aber was red'ſt du immer noch, Fritzle? Die Sachen iſt abgemacht. Es iſt alles fertig. Die Valtineſſin hat auf die Kniee geſchlagen und hat geſprochen: ‚Hier ſitz' ich und ſag': ſo ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel ſelber zuſammengefügt. Er ſoll nur kommen, der Meiſter Holder.' Sie iſt eben guter Laune geweſt über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah' hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei ſo lang' angſt gemacht — nu kann ich dir's ſchon ſagen, Fritzle — du thät'ſt ihr mit dem Beil auflauern und wollt'ſt ihr wer weiß was thun, bis die Heiterethei iſt deſperat geworden, und du weißt ſchon, was hernachen iſt paſſiert. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es iſt nicht wahr, was ihr die Weiber haben geſagt, da iſt ſie noch einmal deſperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die ſie haben dazu verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle."

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt ſchon vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen und ſo ihn merken zu laſſen, man wiſſe trotz ſeiner Bemühungen, ihn zu verſchleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte ſie auf andere Weiſe ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er ſich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, ſich freuen müßte, daß ihre Verſicherung, ſie unterhandle mit der Valtineſſin, ein bloßes Vorgeben geweſen. Aber ſein jetzt noch ebenſo heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und ſeine Drohungen erlaubten den Aufſchub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Geſichte ihres Enkels hafteten, während ſie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie ſie mit erblaßte, als ſie ihn noch bleicher

werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desselben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiterethei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan. Er meinte, sie müßten über sein schulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev' aufgepaßt, ebenso verächtlich denken, als ihn selber Trotz und Scham zwang, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit Euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt' der Heiterethei aufgelauert, damit sie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslassen!"

„Na", suchte die Alte ihn zu begütigen, „du denkst, Fritzle, sie haben dir's verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritzle, so ist's nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär' nicht das Richtig' gewest. Wer die Leut' wollt' blind machen, der thät' ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verstecken, so meinen sie, es müßt' auch danach sein, daß man's müßt' verstecken; und was Gut's versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hätt'st gemacht, und wär'st so heimlich gegangen, und hätt'st die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen gesagt, du wär'st der Grin-

gelwirts-Ev' zulieb' gangen, das wär' nicht das Gescheit'st gewest. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben sie gemeint."

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Vater auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Ärger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiterethei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut' hätt' gegeben?" sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer sind denn nu eigentlich die Leut'? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen zu Gefallen will leben. Im Fieber, da hab' ich immer mein link Bein für einen Hund angesehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt' nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag' ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest als dein alt Wild- und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Apart's, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheit's hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ich's noch wenigstens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß

ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit, wie das Kind bei dem, was es hat gemacht."

„Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat keinmal recht damit herausgewollt, ob sie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es sollt' herauskommen, als wär's zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Äst'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt' gesagt und wär' noch gar nicht bei der Valtinessin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Plaisier, wenn's so wär'. Aber sagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb' mir's wär'. Wenn doch am End' schon alles fertig wär', und eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnte sagen wie ein klein Kind: ‚Vorhin ist mir sell[1] nicht recht gewest, jetzund ist mir wieder das nicht recht.' Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög' sich stellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu schon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt' ihm darüber das Herz entzweigehn im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär' morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun; das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt' wissen, was sie dächt', wenn die Leut' sagen, ich hab' sie gewollt! Ob sie's recht sehr reuen thät'? So recht sehr? Ob sie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weisgemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der ist auch pfiffig genung. Es wär' verwünscht, wenn ich die Ev' nu müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht gesund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

[1] Dasselbe, das.

Der Meiſter Schnödler merkte, trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtineſſin-Ev', wenn er ſo' antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längſt vorausgeſehen; deshalb finde die Rede einiger wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiteretheï gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches, grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders-Fritz iſt, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung ſeines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ ſich wieder zu ſeinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch dieſen Umſtand. Er ſuchte die Alte auf und brachte ſie durch wohlangewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angſt.

Der Fritz, ſagte er ihr beiläufig, ſcheine zu glauben, daß ſie ihn zum beſten habe mit vorgeſpiegelter Erfüllung ſeines Wunſches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zuſtand des Geneſenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuſcht zu ſein, herrühre. Sie ſolle, da ein gefährlicherer Rückfall in Ausſicht ſei, ein Geſpräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünſchte Kerl ſagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn ſchon kriegen. Was? der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann ſo ſterben. Er braucht kein Schiff; wenn's gerät, braucht er nicht einmal ſeine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht

die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl als so ein Landwindle. Ich soll sehn, ob's wahr ist, das mit der Valtinessin, daß das fertig wär'. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„Ja, Meister Schnödler", begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Worte kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes[1] keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß — so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

[1] „Ihr Leib", soviel wie „ihre Person, sie", „sein Leib" = „er", in der älteren Sprache häufig, jetzt nur noch in der obigen Redensart erhalten, doch gewöhnlich im Dativ: „seinem Leibe keinen Rat wissen", d. h. nicht wissen, was man thun soll.

Jene Möglichkeit, der Bader habe ſie bloß ſchrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als ſie ihn bleich und matt wieder auf ſeinem Bette liegen ſah, ſogleich wieder erſtickte. Im Eintreten hörte ſie ihn noch mit ſchwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott", dachte ſie, „der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faſelt ſchon wieder. Wenn er wirklich ſollt' ſterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzte Lieb' nicht hätt' gethan mit der Valtineſſin-Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit ſchuld an ſeinem Tod."

„Da, Fritzle", ſagte ſie, indem ſie mit zitternder Hand den Cremor Tartari-Trank[1] neben ihn ſtellte.

Im Fritz war die Hoffnung, ſeine Großmutter habe ihn zu ſeinem Beſten getäuſcht, noch nicht ganz erſtorben. „Der Schnödler", meinte er, „kann von dem Fräle angeſtellt ſein." Zwar ſchienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu ſtimmen, den er bei der Großmutter vorausſetzte; aber im ganzen ließen ſie ſich nach ſeinem Wunſche auslegen. Er nahm ſie ſo, obgleich er wußte, wenn er ſich ernſtlich fragte, müßte er ſich antworten: „Ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' ſo."

„Fräle", ſagte er, „Ihr habt's nicht fertig gemacht, Ihr wißt ſchon, was. Ihr ſeid wie der Fieberhund . . ."

Die Alte ſchlug in Gedanken die Hände über den Kopf zuſammen. „Aber Fritzle . . ."

„Die Leut', mein' ich. Ihr ſeid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andere aufdringen."

Der zornige Ton, mit dem er das ſprach, klang ſo von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erſchütterte, als der Inhalt ſeiner Rede ſelbſt. Sie hörte im Geiſt die Sterbeglocke dazu läuten.

[1] Cremor tartari, Weinſteinrahm, häufig als niederſchlagendes Mittel gegen Fieber ꝛc. gebraucht.

„Aber Fritzle, wie kannst du das denken?“ sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt.

„Es ist ja fertig, und guck, Fritzle, was noch dran fehlen sollt', das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wird's schlimmer mit dir.“

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge sie vielleicht erst, das zu thun, wovon er so sehnlich wünschte, es sei noch ungethan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht ist“, fuhr er daher fort, „so laßt's bleiben, Fräle. Hört Ihr?“

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff, sich zu verraten. Er meinte, ihr müsse es ebenso verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das, durch die Augen beschämten Trotzes angesehen, vorkam.

„Ich kann's schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr sollt meinetwegen nix thun, was Ihr nicht gern mögt.“

Diese Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört Ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht selber kann, ich find' schon einen.“

„Den Bader“, dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. „Vielleicht komm' ich doch noch eher als der; es sind wer weiß wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.“

„Von Euch will ich's nu nicht. Ihr sollt's nu nicht. Hört Ihr? sonst verdrießt mich's noch mehr.“

„Was du red'st, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich schon

fertig wär'! Aber es iſt ja ſchon. Und du wirſt noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'ſt ein bißle ſchlafen!"

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſchien ſich in ihr Geſtrick zu vertiefen. Sie wollte ſein Einſchlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz faſt wieder irr gemacht. Er ſah ein, daß er in der Weiſe, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe ſeiner Sehnſucht mit ſeiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch dieſe Scham nichts weiter ſei als ſein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter ſeine eigenen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit ſeinem Denkerſtolz, um ſeinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesſtoß auf die widerſtrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken geweſen, ſo mußte er freilich inne werden, daß dieſes ſelbſt weder in ſeinem Ausgangspunkte noch in ſeiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen ſollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er ſein Geſicht den klugen Augen der Großmutter nicht ausſetzen, ſo wandte er ſich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will Euch was ſagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, ſeid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Scham ſchon auf ſeinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geſchah, ſo fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in ſeinen Gedanken unbemerkt, leiſe aus der Thür gegangen ſein. Er kehrte ſich, ſo raſch, als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an ſeiner Stelle. Erſchrocken ſetzte der Fritz ſich im Bette auf. „Nu iſt ſie erſt zur Valtineſſin gangen!" fiel ihm ein. „Nu iſt's aus mit dem Annedorle!" Er fühlte nun erſt recht, wie in dieſer all ſein Glück beſchloſſen war. „Und ich muß die Val-

tineſſin-Ev' frei'n! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da ſein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtineſſin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird ſo werden", tröſtete er ſich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er ſich das Wort, von Stund' an ernſtlich alles Wild- und Dummthun abzuſchaffen und unter keiner Maske mehr an ſich zu laſſen, ſie ſei ſo verführeriſch, als ſie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es iſt eine Eigenheit guter Entſchlüſſe, daß ſie gewöhnlich zu ſpät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle", ſagte die Heiterethei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geſchlungen, leiſe zu dem ſchlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal ſagen, und da ſie es doch nicht wecken wollte, ſo flüſterte ſie: „Ich laſſ' dich gewiß nicht, ſolang' ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernſt war mit dieſen Vorſätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; ſie fielen eines um das andere vor ſeiner Gewalt in ſich zuſammen, und die Heiterethei ſah halb froh, halb traurig die Geſtalt der Wirklichkeit aus den ſinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte ſie nicht mehr zu begreifen, wie ſie ſolch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewiſſer, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träu-

mende gethan oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verscheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden, kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Fritz ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Raten der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Teilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber immer noch geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwellenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt ist gewest! Hernachen ist alles gut."

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun Gesicht an Gesicht vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst wußte, kleidete sie sich, als wär' ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf und ab wenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum ersten Male in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev' nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles

Gefühl ist's in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches sie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut." Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!" Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sichanbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn Sichverlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstubenweibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen", sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es mög' es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't Ihr mehr Leut' müssen anspannen."

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „Ja, wenn Ihr könntet helfen." Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick

auf das Liesle läßt ſie ſich bezwingen. „Ich wär' im ſtand' und hälf' Euch den Vormittag aus", fährt ſie fort.

„Ich meint", ſagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „dort käm' der Bäs Valtineſſin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommſt."

Die Heiterethei ſieht wohl, die Leute fürchten ſich vor der Valtineſſin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht ſie weiter und ſagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht paſſen. Ihr müßt Euch ſchon allein behelfen dasmal."

Der Mann, der ſchon in der Thür war, ſieht, daß ſie geht, und kommt wieder heraus, um ſeine Arbeit fortzuſetzen.

„Was kann's helfen!" ſagt die Heiterethei; „du mußt Milch haben und Brot, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum iſt geweſt, ſo will ich mir gern noch mehr laſſen gefallen!"

Da kommt der Gurken-Kaſpar daher. Ehe er der Heiterethei anſichtig wird, zankt er mit ſeiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anſtalten! Hätt'ſt du beizeit' dazu gethan, ſo hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du eins willſt beſtellen, als wenn's ſchon verſprochen iſt."

„Da komm' ich grad' recht", denkt die Heiterethei.

„Glück zu ins Heu!" ſagt ſie laut und ſetzt hinzu, als wenn ſie ſpaßte: „Das Annedorle möchtet Ihr gern mit haben; ich ſeh's Euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil Ihr wißt, ich bin immerfort ſchon auf Wochen hinaus verthan."

Der Gurken-Kaſpar erſchrickt und ſtottert verlegen: „Ja, manchmal, da möcht' man wohl — wunderlich Wetter, das iſt — wenn nicht — ſo aber — hat man ſich beinah' zu viel vorgeſehn . . ."

Der Heiterethei ſchlägt die Glut ins Geſicht. „Ich glaub' doch gar", lacht ſie, „Er denkt, ich biet' mich an?"

„Ja ſo", ſagt der Gurken-Kaſpar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechſeln; ſeine Frau aber

rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand, und wenn er noch seiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Gringelwirts-Ev'."

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: „Das wißt ihr heut erst? Ich hab's beinah' schon wieder vergessen!"

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: „Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzig."

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Besser's anzuziehn haben zur Ev' ihrer Hochzig", lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh thät' bis in den Tod, wir lassen's doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev' 's erführ' und schnitt' ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht. Ich mag gar keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', solang' mich die Leut' sehn! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht."

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demütigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erschien als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete sich nur deshalb so wild, damit dieses nicht den Mut gewinnen sollte, hindurchzubrechen.

Wenige waren so ehrlich, zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Vetter-, Basen- und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unversteckt entgegenkam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie dieselbe nur annähme. Und wenn es jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusammen, der ihrer Mutter Kurator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Es war derselbe, dessen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wissen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren spielte er — wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen ansichtig geworden, sagte er: „Ich bin eigentlich sozusagen auf dem Weg zu Ihr."

Die Heiterethei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eigenes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: „Da haben wir einen Weg", und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in betreff der unnötigen Zeremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstubenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewest wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie Sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen ..."

„Weiß wohl", half ihm die Heiterethei. „Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gegangen."

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad' nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch 'was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwun-

derung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr", sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Ärbet, und Ihr wär's um Ärbet gar nicht zu thun? Und ich seh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so 'was aus Ihr wär' geworden, da hab' ich doch erst noch eine Vormahnung wollen versuchen."

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören", sagte sie. „Was steckt Er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

„Ich meint' doch", sagte er, „es ist just gerad' recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr ist's gar just gerad' recht gewest, daß der Regen die Wänd' hat verschwemmt; so könnten's die Leut' in der Nachbarschaft nicht am Thürauf- und -Zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Besuch gäb' bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollt's gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entstehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Bess'r's thun, als daß sie sieht, wie sie je eher je lieber unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird sie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin

überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmst' glauben, da geben sie sich nicht noch Müh', die Sach' erst nachzusehn, ob ihr wirklich so an dem ist. So machen's die Leut'. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und darum wär' mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's schon lang' lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frei'n, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erst von sich thun."

Die Heiterethei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. „Den?" sagte sie mit Verachtung. „Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm' den?"

Der Meister Schramm schüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem", meint er, „bedächt' sich die Valtinessin selber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft."

„Warum heirat't er", fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht selber, wenn er sich so in sie verschameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochsen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' keinen, und wär' er der Herrgott selber. Und mit seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt', als daß ich schlecht thät' werden."

„Mög' das sein, wie es will", sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohl thun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr schicken."

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. „Es soll mir nur einer kommen", sagte sie, „ich will's ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es gibt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix laff' stehn als die bloße Decken.

Ich will's ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut' in Ruh' soll lassen."

„Ihr red't wie ein Weibsbild", entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. „Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab' Ihr gesagt, was ich als Ihr Kurator Ihr hab' müssen sagen. Thu' Sie nun, was Sie will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben."

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verschwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle", sagte sie dann wohl; „du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleibst den Leuten kein' Red' schuldig!" Dasmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum er-

backen, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Kollision miteinander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiterethei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröten. „Er braucht nicht so zu nicken“, sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nix.“ Sie ergriff ein dort liegendes Brot, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Ware überging.

„Ja“, rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiterethei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein, und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!" sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So seh' ich nicht", entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht."

Die Heiterethei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Äußerung traf sie so stark, daß sie das Brot wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär' gestohlen? Von Seinem Brot' soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!"

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gar ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird."

Die Heiterethei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen schlanken Gestalt schwollen an,

wie sie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein", sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiterethei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiterethei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen", sagte sie; „was willst du schon, wo das zweit' erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig' Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir, und was willst du?"

„Als wenn man immer geschickt müßt' sein", entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „Und eine Herrschaft hab' ich eben nicht."

„Sie hat dich fortgeschickt?" fragte ernst die Heiterethei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. Andre machen's auch, so heilig sie sich stellen."

— Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiterethei sich vorbei schmeicheln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?"

Die Heiterethei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbeiwinden wollte

„Wär'st du ordentlich worden", sagte die Heiterethei; „aber so, ich sag' dir, du rührst's nicht an."

„Hm, weil du so ordentlich bist?" lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiterethei unähnlicher. „Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wär'st so; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzusehn. Wenn's was Schlimm's ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen."

„Was wissen die Leut'?" fragte die Heiterethei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so mutig als vorhin: „Frag' sie selbst, aber ich denk', du wirst's immer noch besser wissen als die Leut'."

„Du gehst hinaus", sagte die Heiterethei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schwester fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: „Kann sein, einmal."

„Einmal und immer noch, und darum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht."

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Überdies war sie die ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „Aber wer's selbst thut, meinst du, und drum bist du's nicht."

„Ich sag' dir's noch einmal", fuhr die Heiterethei fort;

„die selig' Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter gesehn. Und drum lach' ich nur, was die Leut' sagen."

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag'", drohte die Heiterethei, „und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es soll brav werden, und plag' mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest daran erkennen, wie die Leut' sind. Red', wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest sagen: so ist sie nicht, wie sie die Leut' machen, aber dir wär's recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht braucht'st zu denken, du sollst auch besser werden. Und drum glaubst du's mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortging'st. Kommst du brav wieder, soll' ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiterethei gegenüber so stolz aufzurichten, als diese that; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugestehen. Einen Augenblick stand sie noch unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zuraunschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind ge-

wesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Thräne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Trotze, dann kam sie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: „Wenn du wieder brav bist, hernachen komm!"

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann schloß sie die Kammerthür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum ersten Male völlig zusammen im Geständnisse: „Ein ledig Weib ist das elend'st Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übelzunehmen hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufstehen, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär' er so tief zu verletzen, als ein Weib an seiner Ehre? so unwiderbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?"

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kann's nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg' unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie ist fortgezogen; ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andere Leiden

und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vaterschutz? „Am End' ist's besser für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus schlecht wollen haben!"

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Holunderbusch gibt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden, sich hineinzustürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie's immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief' es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo ... Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: „Es ist noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Respekt muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb' Gott die starken Arm' gegeben und das lustig' Herz, wenn ich's nicht sollt' brauchen für das Liesle und mich selber?!"

Wieder nimmt ſie das Kind auf den Arm: ſie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck, Liesle, wie wir dumm ſind geweſt! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: ‚Was will das Annedorle für ihr Häusle?‘ Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!“

Als ſie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun iſt ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagsſonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der iſt eben auf dem Weg vom Holunderbuſch in das Gärtchen drüben. Dort ſetzt er ſich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbuſch. An dieſem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du biſt hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erſt. Ja, die alt' Annemarie hat recht gehabt. ‚Wenn's nur den Menſchen einmal wieder hungert‘, hat ſie geſagt, ‚hernachen iſt dem Tod ſein Heu verregnet.‘“ Dazu kommt dort — aber er iſt's doch nicht? Ja, er iſt's doch! Der Holders-Fritz iſt's; der Holders-Fritz iſt's wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie ſieht er anders aus als ſonſt! Er hat eine weiße Weſte unter ſeinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er—?

Faſt wäre die Heiterethei ſo thöricht geweſen, vergeblich zu erſchrecken. Was ſollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es iſt der kürzeſte Weg zu ſeiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der iſt ja vom Gringelwirtshaus.

Aber ſie iſt ſchon erſchrocken, ſo thöricht das iſt.

Wenn er ſähe, daß ſie über ihn erſchrocken iſt — das darf er nicht wiſſen, wie ihr's um das Herz iſt. Niemand darf's wiſſen. Um alles nicht! Das wär' erſt ein gefunden Freſſen für die Leut', für die Gringelwirts-Ev', für die Valtineſſin, für alle die großen Weiber und — für ihn ſelber mit! Und wenn ſie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den ſeinen könnte ſie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der ſo ausſähe, keinen Laut von ihm, der ſo klänge!

Sie setzte das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum ersten Male vergaß sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelbblack-Stöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Atem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indes an den Zaun gekommen.

„Sieh", sagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Stromweck, und es fürchtet sich so wenig vor dem „wilden" Fritz, als wär's all seine Tage mit ihm zusammen gewesen.

Der weiß aber auch nicht, was er sagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er ist ein ganz andrer als sonst. Da ist nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenlosen Blick, von der dunkeln Röte in seinem Gesicht; nichts mehr von dem herausfordernden, schlagfertigen Wesen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in seinen Zügen, das lange Haar ist bedeutend kürzer geschnitten und fliegt nicht mehr so wild verworren ihm um das Gesicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus seinem Innern hervor; die Stimme ist nicht mehr so heiser und gewaltsam in die Höhe getrieben. Er ist schlanker als sonst; alles an ihm ist milder und bescheidener und dennoch männlicher. Er ist ein ganz anderer; er ist nun erst der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erschaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein;

der Fritz spricht erst mit ihr und übersetzt sich die Reden, die sie in unbekannten Sprachen hält, so gut es gehen will; währenddes ist er herangetreten an den Zaun; nun sagt er ganz leise: „Dorle!"

„Das ist doch dieselbe Stimme, wie den Morgen im Traum", denkt die Heiterethei in ihrer wachsenden Angst. „Und wie er so freundlich mit dem Liesle ist, das alle Leut' sonst scheel ansehn! Das ist schön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergessen, und wenn er ..."

„Dorle", sagt er noch einmal.

Aber sie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe sie thut, als würde sie ihn eben erst gewahr. Und sie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß sie die Augen nach ihm hinzuwenden scheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find'", fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur 'was fragen."

Mit einem Blicke übersieht sie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist.

„Mich?" fragt sie so gleichgültig und verwundert, als sie kann.

„Ja, dich", entgegnete er.

„So frag'. Aber mach', ich hab' nicht viel Zeit."

„Du hast bei mir aufgeräumt ..."

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?"

„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Städeln, da am Gründer Weg."

Wenn doch nur ein Baum da herum ja spräche! Die Heiterethei kann's nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

„Guckt doch", lachte sie. „Ich hab' weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!"

Der Holders-Fritz wird dennoch sichtlich freudiger.

„Wenn du nicht rot würd'st, wollt' ich's glauben", sagt er schnell. „Und du wirst noch immer röter."

„Er thät' sich freu'n", denkt sie, „sagt' ich ja. Warum nur?

Was hat er damit?" Aber sie sagt: „Freilich, weil ich mich schäm', daß du so einfältig red'st. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader sagt immer, ich soll aderlassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu Deiner."

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: „Ich spott' nicht. Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein." Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: „Ich hab' gedacht, du brauchst's nicht bei Nacht zu machen; du könnt'st's am Tage thun."

Die Heiterethei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei. „Ich hab' dir nix gemacht", sagte sie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig' mit einem versprochenen; am wen'gsten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörst du?" Und als sie hartnäckig schwieg und that, als meinte sie, er sei schon gegangen, setzt' er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wissen, wie du denkst. 's war nur gefragt, und eine Frag' ist kein Donnerschlag." — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er sieht, sie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackstock und rauft unbarmherzig in die Petersilie hinein, damit es scheinen soll, sie habe wirklich notwendig zu thun. Aber sie fragt sich: „Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein — was will er damit?"

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort." In den Bohnen vor ihr flüstert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willst ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun." Doch sie weiß ja selber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber sie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn sie auch einen wüßte. Ja, ständ' er vor

ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! Immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drin die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: „Fritz!" Das Kind iſt's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!" gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz" ſagen gelehrt? Die Heiterethei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, ſie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

„Du haſt mich gerufen, Dorle", ſagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehen laſſen."

„Ich?" entgegnete ſie, das brennende Geſicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht."

„So war's das Liesle."

„Das?" lachte ſie.

Er fragt das Kind, das er mühſam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf ſeinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht ſo dumm", ſagt ſie haſtig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden."

„Als nur Fritz?" fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „Das iſt doch kurios."

„Das iſt nicht kurios", ſagt ſie noch haſtiger. „Weil dem Nachbar ſein Kater Fritz heißt."

„Der dort?" fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz,

Fritz, komm! Der muß anders heißen", fährt er fort, „oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode."

Die Heiterethei ist ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. „Der Kater", sagt sie, „hört bloß auf seine Leut', und nicht auf jeden Narren."

Der Fritz scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

„Warum hält'st du dem Liesle den Mund zu?" fragt er; „es will mir noch 'was sagen."

„Es ist nicht wahr, was es sagen will", spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verraten. Und nun wird sie auch noch gewahr, sie zeigt dem Fritz, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchstaben darauf lesen und mit diesen alles, was sie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläßer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid und Liebe auf, aber der Gedanke: „Wenn es jemand sähe!" beherrscht ihr Äußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär' sie umgesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den anderen stützt sie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Ebenso, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume; sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonneangst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rotem Kirchenfrack herüberkommen zu sehen.

„Wenn ich könnt' sitzen", sagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deshalb zu machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht."

Die Heiterethei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbstvorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelöst war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut."

„Braut?" fragt der Fritz. „Das ist dummes Zeug."

„Zur Gringelwirts-Ev'", fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn ebensogut ein Verräter war als Thränen.

„Die Ev'?" fuhr der Fritz fort. „Ja, der Fieberhund, die Leut' mein' ich, hätten mich beinah' dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —"

„Und du willst doch zu der", sagte das Mädchen, der das Atmen so schwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich", sagte der Fritz. „Ich wollt' wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„Schon wieder?"

„Und noch um 'was." (Die Heiterethei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) „Warum du mich vom Steg hast gerennt."

„Weil ich dacht', du wolltest mir 'was thun."

„Ich?"

„Du hast mir doch aufgepaßt", sagte sie, von neuem rot, „und die Leut' —"

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„Sagten, du wär'st wütend", eilte sie, um über das Geständnis hinauszukommen, daß sie sich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erst", entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' ich erst nicht gewußt, was ich dir sollt' thun. So war ich des Teufels vor Desperatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„Was ich hab' gered't, das ist die Wahrheit gewest."

„Eben darum", entgegnete der Fritz. „Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will sagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem anderen Menschen nicht. Ich hab's erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' gestottert und bin rot geworden dabei. Du hast eben in allem recht gehabt, und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch einer aus mir werden. Da ist mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' versengen thät', Bursch, du red'st weiter. Wir wollen dich schon kriegen, wie der Bader sagt. Schäm' dich, daß du dich schämst, wo's verkehrt ist. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wollt'st nehmen. Aber da bin ich heimlich gewest wegen der Fieberleut', und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet."

„Gefürchtet?" lachte die Heiterethei. „Und wohl vor dir?"

„Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewest", entgegnete der Fritz. „Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen."

„Du hast dumm Zeug genung gemacht", sagte die Heiterethei, „du hast Ursach' genung. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu schämen."

„Nu, meinetwegen", entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genung zu ziehen hab'. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich gescheit, das Allerdummst', das erzähl' ich dir ein andermal. Zuletzt ist das alt' Wildthun noch einmal gekommen und hat

gesagt: ich bin das alt' Wildthun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannsehr', und weil du ein dumm' Wort hast gered't, so verlang' ich nun von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewest, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt, und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest wie mein alt Fräle. Guck, Annedorle, ich schäm' mich nicht, daß ich muß sagen: du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewest, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' alles zu Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' soll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'st hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab' gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, so säß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib' ich ein Junggesell; eine andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht", sagte sie. „Wer weiß, wer das ist gewest! Und denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr als wahr ist. Und das Liesle da . . ."

„Nehm' ich gleich mit", sagte der Fritz triumphierend. „Du mußt nicht denken, du hast's allein gern."

„Und die Leut' im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus."

„Was frag' ich nach denen! Das sind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: „Nu, wenn du denkst, es ist dein Best's, und du willst's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das ist mir nicht eingefallen. Thust du's, meinetwegen; thust du's nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kann's noch selber ermachen."

Der Fritz hatte seine eigenen Gedanken bei dieser Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in seine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: „So ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb' von seiner." So dacht' er, aber er sagte: „Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau sollt'st werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm' ich gleich mit."

„Du denkst auch", lachte die Heiterethei, „ich hab' auf dich gepaßt und hab' sonst nix zu thun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?"

„Wie sich's dir schickt", sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt' reu'n."

Die Heiterethei hielt sich noch immer am Zaun. „Ich komm' schon nach", sagte sie. „Denn das kannst du gleich wissen, despektierlich behandeln laß' ich mich nicht, und laß' mir nix sagen, wo ich selber seh', was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte.

Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Hänschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich in irgend einer Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich, wieder umzukehren. Am liebsten wär' ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt' ich, ich müßte drin leiden, was sie mir nur thun wollen, wenn ich so langsam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd' ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig."

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schien's, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hineingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen.

Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hieher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigentum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Haus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben, und hatte nichts dafür gethan und zweifelte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das Ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in einem Zuge schaffen;

es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältnis zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit, mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Fritz schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr' Häuschen und den alten Holunderbusch wiedersah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu sind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt' sein, müßt' ich das Häusle da auf meinem Schiebkarr'n in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und lustig, da müßt' ich's können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und wo's uns nicht mehr gefiel', heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns sein und auch das Fräle; das wär' noch schöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich selber will; es sollt' ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du bist ein närrisch Kind, Liesle", sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte, eigentlich zu sich selber. „Es ist noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt

du dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'st machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein."

„Aber was denkt Ihr denn, Fräle?" entgegnete die Heiterethei froh. „Ich muß nur sehn, daß ich's auch so mach', wie Ihr's gern habt, und das könnt Ihr immerfort sagen."

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übelnehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermann zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit demselben

absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie: wenn er dich lieb hätt', thät' er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Ärger über sich selbst sagte sie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in so ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen." Dann sagte der Fritz: „Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'st nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt' auf dich fallen. Das ist nix als dein Fieberhund. Du selber machst dir all die Vorwürf', über die du bös wirst, wir nicht. Ich thu' dir keine Gewalt; und wären wir schon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zulieb' thun magst, das verlang' ich nicht." — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erstaunen und wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiterethei, so hatten nun der Holders-

Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich", pflegte der Fritz zu ſagen, „wenn ich hinaus komm', daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Grenzſtein' gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſie's bei mir nicht bringen."

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch nicht mehr: Wildthun, ſondern Überlegung und ruhige Feſtigkeit mache den Mann.

Er hatte ſich eine eigene Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt'. Das mein' ich auch."

„Ihr könntet jede kriegen im Städtle", fuhr dann jener fort, „und da ſind reiche Mädle genung. Die Valtineſſin hat's nah' genung gegeben: wenn er käm', ein Nein thät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Burſch', die ſich die Händ' lecken thäten nach der Gringelwirts-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: Goldmädle, ich mag dich."

Dann ſagte der Fritz: „Ja, Reichtum iſt eine Hauptſach', und die Valtineſſin, das iſt eine ganze Frau." Und in dieſer Art ging es weiter, ſo daß der andere am Ende nichts mehr zu ſagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte ſich eine andere Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas ſchwerhörig geweſen.

Sagte ihr eine: „So ein arm' Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen", dann entgegnete ſie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab' mich ſchon genung gegrämt darum, und gedoktert hab' ich, aber es hat mir alles nicht wollen helfen."

„Ihr verſteht mich falſch", ſprach dann wohl die War-

nerin mit lauterer Stimme; „ich mein' von wegen der Heiterethei —"

„Ja", nickte das Fräle. „Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab' angewend't. Ja, die letzt' Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest."

Dann sagte die andere schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein', von wegen Eurem Fritz —"

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: „Hitz'? Ja; das ist's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder' mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör'. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wird's wieder so schlimm wie zuvor."

„Wenn das gut gehört heißt!" meinte dann die andere bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck, Fritzle, guck wohl, was du da machst", sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst: das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!"

„Laßt's nur gut sein, Fräle", sagte dann der Fritz. „Manchmal möcht' ich auch mit den Fäusten drein hann, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt' Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft't, wie er ge-

sehn, nun wird's Ernst, daß er 'raus muß. Bleibt Ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wär's selber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' sie sich erst recht verstocken."

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz" besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel anderen Mut, diese wieder anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, daß hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich's so lange und so laut in allen Wirtshäusern vorgeschrieen, bis sie es selber glaub-

ten: nicht die Kraft des Fritz, sondern die Macht der Meinung von derselben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenübergestellt, weil man gemeint, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg gethan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei weitem nicht einmal die Stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum erstenmal wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen, blühenden Gestalten geputzt nebeneinander nach dem Schützenhofe gingen. Die Musik tönte ihnen schon von weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug, der einem Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang' hat sie stolz gethan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Ärger." Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tiſchen trank man, um ſich Mut zu machen, deſto mehr, und nicht lange, ſo begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmſte unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erſt ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wiſſen, wie ſich's im Zehntbach läg'", lachte der Adams-Lieb.

„Ich ſollt' doch meinen, es müßt' ſich weich darin liegen", ſagte einer von einem andern Tiſche.

„Und kühl", meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonſt würd' ſich einer nicht hineinlegen laſſen", lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz ſtand auf. Wie die hohe, kräftige Geſtalt daſtand, war es doch, als hätte ſich der alte Reſpekt wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängſtliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgeſtanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und ſich mit ihr unter die Tanzenden zu miſchen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten ſich im bunten Wechſel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und ſeiner Genoſſen Späße.

In der Thür riß ſich das Mädchen von ſeinem Arme los und ſagte leiſe, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannſt da bleiben. Du hörſt wohl ſolche Reden gern."

Es war, als ſchüttelte eine unſichtbare Hand die Geſtalt des Holders-Fritz zuſammen. Es war ein Ruck, vor dem ſeine Bruſt den ganzen Atem ausſtieß in einem hörbaren Hauche. Dann ſagte er mühſam leiſe, indem er die Hand gegen die Bruſt ſtemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu laſſen: „Wenn du auch noch hilfſt, du ſollt'ſt mich lieber helfen halten."

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringſchätzig:

„Sieht nicht aus, als braucht'st du einen, der dich hielt'. Du bist ja der stark' Fritz, mein' ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält niemand, das sag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob'", redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Änderung nix als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag' ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ'. Sie soll sehn, und alle sollen's sehn, daß der Mann nicht im Wildthun steckt." Dann wandt' er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte: „Wenn du willst gehn, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„Ich kann auch allein gehn; ich fürcht' mich nicht", entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten", sagte der Fritz. „Ich sag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm' mich jetzt deshalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkst, daß ich's nicht thu', so sag' ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzig, und Ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: Der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wiederherzustellen, mit der Flucht beant-

wortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermütig, aber auch so bitter als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erschien den ganzen Tag in derselben Laune wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest, wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wiederzukommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und seine Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Stühle aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange, und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues

Glaubensbekenntnis zum besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an andern Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz, in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle?

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störte. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, schwer bepackt, wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Losen zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus gesehen. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurechtrückend,

wieder davonhinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schickſal anderer ſich tröſten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen: er ging wieder hinauf, wo man erſt geſeſſen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten ſich die ſämtlichen Gäſte ohne Erfolg an dem Karren verſucht, und einſtimmig war man der Meinung, es ſei ein Vexierſpiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und ſei er der Stärkſte.

„Vielleicht", lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugeſehen, „iſt der Karren ſo verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu verſuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Koſten gelacht, um ſich für den Hohn, den man ſoeben erlitten, zu entſchädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch ſchwerer, als der ihre damals geweſen. Gelang ihr ſchon mehr als den anderen, hob ſie ihn auch, von der Stelle rückte ſie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was einem recht iſt, das iſt dem andern billig", ſchrie der Adams-Lieb. „Wir ſind alle ausgelacht worden, das muß ſich der Fritz auch laſſen gefallen."

„Ja", ſchrie ein anderer, „er ſoll hernachen nicht können ſagen: ‚Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht.'"

Der Fritz wehrte ſich vergebens, die Kinderpoſſen mitzumachen, wie er ſagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts beſſer und nichts ſchlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht."

„Ja", ſagte der Adams-Lieb, „dann hieß' es: Das ſind alles Jungens geweſt, der Holders-Fritz iſt allein einer."

Ein anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der

Fritz hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmers kann nicht werden", sagte der Fritz, „als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir 'was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden."

„Aber ich kann's nicht leiden", erwiderte die Heiterethei noch zorniger. „Dich sollen sie nicht auslachen."

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!" schrie alles durcheinander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl."

„Ja, wenn ihr mir so kommt!" sagte der Fritz; „laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht."

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang hinaufführ, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab' euch euren Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden."

Alles setzte sich schweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut, als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug", sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr als das mit dem Karr'n."

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?" sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag' ich dir, und gefallen laff' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht schlaf' ich in meinem Häusle; mach' du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen", sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rockaufschlägen faßte. „Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da bist du doch so gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'st. Wenn du's willst, gehen wir an deinem Häusle vorbei; ich hab' so im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung."

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint, das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Tau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten.

Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Hausthüre hinweg. Hier und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist in das Geheimnis, dessen Eröffnung einen andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte als die Heiterethei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels, es stand mit wagerecht abschneidendem Forst gerad' empor, so gerad', als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rot schimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder anfrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie

rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefſten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt' Häusle! Ach, mein gut alt' Häusle!"

Erſt meinte der Fritz bei ſich: „Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß ſie heraus!" Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm ſelber nahe; und er bereute faſt, was er ſo gut gemeint.

„Aber Dorle", ſagte er begütigend, „es iſt ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig iſt es noch gerad' ſo, wie es geweſen iſt. Und der alt' Holunderbuſch, der hat nicht ein Äſtle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rotſchwänzchenneſt darauf iſt weg."

„Nein", ſagte das Mädchen, „mein Häusle iſt das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nu kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu ſuchen."

Der Fritz bewegte die Hand ſchon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' ſo wirſt anſehn. Aber das iſt's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' gethan."

„Ja", ſagte die Heiterethei, „damit du mich recht könnt'ſt plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deshalb haſt du's gethan. Du haſt's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen."

Der Fritz redete in ſich hinein: „Das iſt die alt' Heiterethei, und du willſt ein Mann ſein!" Mit Gewalt an ſich haltend, fuhr er, gegen das Mädchen gewandt, fort: „Das wirſt du doch einſehen, daß das Häusle ſo nicht hat können bleiben. Der nächſt' Regen hätt's vollends weggeſchwemmt."

„Ja", ſagte die Heiterethei immer zorniger. „Du haſt dich geſchämt, daß das Häusle ein arm Häusle iſt geweſt. Da haſt du müſſen zeigen, daß du ein Reicher biſt. Ich hab's allein nicht

gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm."

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Gepraſſel; hernachen wird's von selber still. „Guck, Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen anthun."

„Ja", sagte die Heiterethei noch zorniger, „sag', was du willst; was ich seh', das seh' ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hätt'st mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart' von selber nicht, bis die Leut' sagen: nu kannst du gehn. Und ich geh' auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst wunder, was du bist. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich brauch' keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. „Nu muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein albern's Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's 'was Recht's, wenn du nur immer 'was anders willst als andere Leut'. Armut ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't; aber sie ist auch nix, womit man

groß kann thun, wie du's machst. Aber ein Arm's kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist doch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wär'st du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht die Welt zu verstehn, und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganz' Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweist, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten, und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt' man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf

geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so kennten wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für 'was noch Besser's ansehn, er mög' sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist 'was Recht's, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken. Über das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständ'st, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab' ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du bist. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehn. Du kannst machen, was du willst. Dir weh thun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirat', will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren

Atem; ſie atmete nicht raſcher als ſonſt. Erwartete ſie, daß er doch noch ſich aufbetteln würde? Dann hatte ſie ſich geirrt. Er war ſich bewußt, ſo viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach ſeiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er ſich und ihr ſchuldig geweſen. Deshalb ſchwieg er auch. Sie wandte ſich endlich langſam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege ſprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem Zubettegehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz ſagte gute Nacht und ging ſtolz und doch herzensbedrängt nach ſeiner Werkſtatt in den Städeln. Er fühlte, daß ſeiner Erklärung heute kein anderweitig Geſpräch mehr folgen dürfe, ſollte ſich ihr Eindruck nicht verwiſchen.

Draußen aber hoben ſich immer noch tauerfriſchte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeſchickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamſter zankten, die Kater ſchüttelten noch immer den Tau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit ſich zu thun. Das Häuschen ſchimmerte unbekümmert; nur der Holunderbuſch ſchien zu ahnen, was dieſe Nacht in zwei liebenden Menſchenherzen vorging. Er rauſchte leiſer, wie um ſie nicht zu ſtören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz ſchon wach. Es war ja der Trauungstag ſeines Hauptes. Er ſelber kam mit der Sonne von ſeiner Werkſtatt herein. Nur die Braut ließ ſich nicht ſehen. Die Trauung ſollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch ſchlafend, als ſie ihr den geſtrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein feſtliches Gewand beſorgt worden. Das ſchlief in einem beſonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte ſeine Unruhe kaum verbergen, als Viertelſtunde um Viertelſtunde verging und das Mädchen nicht zum Vorſchein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm ſeinen Zuſtand an und ging, nach ihr zu ſehen. Gleich darauf kam ſie er-

schrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: „Die Schand'! die Schand'!"

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

„Wenn sie nicht unten am Brunnen ist", unterbrach er sie.

„Ich hab' mir's seit jenem Tag vorgestellt", sagte das Fräle, „wo sie so wunderlich ist worden. Und die ganz' Nacht hab' ich sie hören lachen. Daß das meinem Tichtekle muß geschehn!"

Der Fritz wurde fast zornig. „Aber sie ist da", behauptete er, „und sollt' sie in jenem Schrank dort stecken." Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon! Das wär' manchen Leuten just recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht Eure Sach' ruhig fort, Fräle! Es ist noch eine Viertelstund' Zeit. Bis dahin ist sie wieder da."

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der Jemand, wär' wer weiß noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden sei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet.

„Und wo ist sie denn?" fragte der Fritz. „Ist sie draußen? Fräle, hol' sie doch herein."

„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen", sagte die Braut scheu, „da ist sie wieder heim."

„Und da sagst du", warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, „wir schämen uns deiner, und du bist's,

die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hätt'st du auch Ursach' dazu. — —"

So klein der Fritz, seinen Grundsätzen getreu, seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die „größte" nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der eben schwärmen will. Die Kirche war so voll, wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willst mir was sagen, Dorle?" die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht."

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen, leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: „Ich weiß nicht, ob sich's schickt, und ob du auch magst; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir."

„Warum zu mir?" fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. „Du kannst nun ebensogut sagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein."

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölk-

chen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht wie heute hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär' es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemde einen Rock angethan, aus den schönsten rötesten Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. „Siehst du", redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankst du mir, und hast mir's übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gangen wie dir." — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musikorchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: „Ich muß dir's doch sagen, Fritz; ich wollt', ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon."

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern", erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traume so weh gethan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seine Augen weichen ihr aus.

„Ich war ein dumm's Mädle und bin nur immer dummer worden statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummsten.

Die ganz' Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber, guck, es ist auch nix Gering's, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arm's Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen."

Sie schweigt wieder. Die dunkele Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag', ob sie röter ist als ich!" Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„Ich hab' dir nicht gesagt", fuhr die Braut fort, „wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär' gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein' Kind hab' ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah' ist liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ich's auch nicht hab' besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab' ich's eingesogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn gethan, was ich hab' gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erst begriffen, daß du reich warst, und ich war arm. Daran hab' ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil

ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald gestorben. Ich hab' nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hätt'st mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durcheinander erzähl'; gerad' so sind immer meine Gedanken untereinander herumgefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröstet und hab' mir eingebild't, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt', der schwächer wär' denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt', und ich hätt' wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarr'n heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab', daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewest; schlecht ist das gewest von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen sagen und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb; bis du bös bist geworden und hast mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erst recht gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab' ich's erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien', und ich sollt' lieber denken, wie ich

gegen dich müßt' sein, als wie's sein könnt', daß du einmal gegen mich wärst."

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: „Sie ist 'raus, sie ist 'raus, die alt' Heiterethei!"

„Aber ich muß dir noch was sagen", fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, sag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiterethei soll drin bleiben!"

„Ja", sagte sie, „guck, Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch gewest."

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch sagte und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem eines dem andern verholfen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie genommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen und steht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat ist keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder so gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, sondern holt ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist nun förmlich zum Ratsherren gewählt und kann's bis zum Bürgermeister bringen. Die Frau Baltinessin und die übrigen großen Weiber haben Freundschaft mit der Heiterethei geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, noch von allen großen Weibern so denkt wie früher, so thut sie wenigstens einer Unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holdershause den eigenen Kindern der Heiterethei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den sich niemand aufrichtiger freut als sie,

mehr zu gute als die Heiterethei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's, und nu ist's fertig!" an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und die kontrastiert wunderlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich hast." Und das ist nicht ruhmredig gemeint, und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut."

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, daß den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem fortererbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär' es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnt' es eine gefährlichere werden als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf

dem Kopfe; kurz geſagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie ſtanden ſo nah' beiſammen, wie man nur ſo friedliebende Geſchöpfe ſtellen darf, als die beiden ſich immer gezeigt. Und hätte man ſie auch weiter auseinander ſtellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, urſprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich ſehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem ſchmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer ſich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher ſchließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der ſich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erſt öffnen müſſen, um den Bauch, der ſonſt nicht Platz hatte, in den Stall hinaus hängen zu laſſen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; ſie durfte auch nicht einen Zoll länger ſein, als ſie war, ſonſt hätte ſie nicht ausgeſtreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeiſter war oben ſparſamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war, und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum ſich zu lang und breit machte, zuſammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnſtuben oben, und das war nicht übel, beſonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel ſah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeiſters und ſeiner Geſellen, wenn er welche hat; und ſie ſagte wohl zum hundertſten Male dieſen Abend: „Wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenſter an ein Ausklopfſtöckchen von ſpaniſchem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fenſterwand lag, juſt ſo hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte,

ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!"

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich" zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich: man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „Wo der Jung' nur bleibt!" als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinweggethan oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Dienseifer einstweilen daran aus, eh' sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte; sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische, zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon neun getüt't, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? und sollt' nunmehr in seinem Bett liegen, der Nichtsnutz! Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernacher aus ihm werden!

Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab' eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie denselben wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich' Regen —"

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stunde schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wissen, was hernacher aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab'."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehn geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm, im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasen-

spitze, die dadurch noch spitziger wurde als vorher, und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht dran zu denken", sagte sie dann, die langen knochigen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen fast sich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab' müssen thun."

Sie hätte wohl eher sagen sollen „an die Nase". Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht von glänzendem Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie sagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen sei. Die Sannel putzte die Lampe fast aus, als wollte sie den ganzen Vorrat ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer männlichen Geschlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das ist der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines

Mannes iſt, ſo durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war trotz ſeines Barbiertages heut ſchon wieder ſtachelig um den Mund. Verlangt man eine gewiſſe Größe und Stärke der Geſtalt von einem Manne, die über das Maß des Kindlichen hinausgeht, ſo war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen ſo hart an ihm vorbei, als ſie vermochten; und es fanden ſich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren ſie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftſprung über ihn triumphierten. Aber er ſelbſt war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; ſchien ſeine Geſtalt die eines Knaben, ſo trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es ſonſt nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die drei waren im eifrigen Geſpräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte ſie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geſchehn, was ſie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja", ſagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünſchte Blitzmädle ſolche Kraft hat? Wir ſind doch wahrlich keine Kinder, wir ſind Männer und keine ſchlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!"

„Ja", huſtete der zu ſeiner linken Seite, eine lange, ſchmächtige Geſtalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleiſch ſtecken ſollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um ſeine Zähne ſchlug. „Ja, und daß ſie thut, als könnt' ſie den verbrannten[1] Karr'n nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man ſpringt bei aus chriſtlicher Liebe, und es iſt ihr nur darum, daß ſie einen auslachen will."

„Ja", ſagte der dritte, eine unterſetzte Geſtalt mit ſchwärzlich angelaufenen Händen und Geſicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer ſchien. Er trug den Kopf zwiſchen den Schul-

[1] verfluchten.

tern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karr'n noch leichter gewesen."

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', da fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karr'n heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich", sagte er, „wenn Ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär' Respekt im Haus."

„Und der ist!" entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sie's leugnen wolle. „Respekt muß im Hause sein!"

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass'", sagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken", meinte der Schneider fast mitleidig. „Da darf man Euch nichts übelnehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt."

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: wenn ich mich an Euch reibe, so reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „An Eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben", sagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will Euch einen guten Rat geben. Seht, daß Ihr die Heiterethei freit."

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz andre, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Thür herauszustrecken, und es hängt ein Dutzend daran und mehr." Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehn lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

„Aber Ihr seid schon verthan", sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die ist rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer sein, mein' ich. Ich verdenk's Euch nicht, wenn Ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', Ihr braucht nicht lang' zu schütteln, sie ist reif; und Ihr braucht gar nicht zu schütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt Ihr sie drin."

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt' ich, Ihr hättet Euern Holzapfel noch nicht", sagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab' sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht Ihr — eine —." Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen."

„Ja", sagte der Schmied, „sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang' gewundert, daß Ihr nicht einmal einen Strumpf von ihr statt Eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, Ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie Euch hat, und auch zu schwach. Drum mein' ich eben, Ihr sollt die Heiterethei frein. Da wollt' ich Eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrein: ‚Respekt muß im Hause sein.' Da wär' er drinnen.

Es ist ein gut Sprichwort: ‚Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.'"

„Deswegen?" sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit Euerm Verstecken. Ich versteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär', da bin ich selbst einer und brauch' keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', thut niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus."

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah', von dem er sprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus", sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —"

„Pst", machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein."

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pst" sich innen an dem

Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft ſie?“ flüſterte er. Ebenſo leis antwortete drin ein „Ja“. Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entſtand, wäre für jeden andern Mann zu klein geweſen; für unſern Schneider war ſie weit genug. Er legte ſich platt auf die Erde und kroch ſo unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erſt mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtſam horchend nach oben wandte. „Es iſt nichts“, flüſterte die leiſe Stimme. Zwei weiche Hände faßten die ſeinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte ſeinem Gewicht und ſchloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm ſchnell und leiſe über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauſes. Sie trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Und nun ſtand er vor ſeinem Führer. Es konnte ihn vom Fenſter niemand mehr ſehen; er richtete ſich wieder hoch auf und ſah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entfernteſten mehr ähnlich. Die andere Geſtalt bückte ſich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieſer hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere verſteckte die Flamme, ſo gut es möglich war; ſie ſchimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Geſicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchſichtig, die ſie barg.

„Sie iſt ſchon lang' in ihr Bett gangen“, ſagte das Mädchen leiſe und eifrig. „Der Dittes hat nur erſt elf getüt't gehabt. Und daß ſie nach dir hat gefragt, da klecken[1] nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leiſen Schlaf. Um die Zeit iſt ſie manchmal ſchon auf und ſingt und bet't —“

„Und ſchreit um ihre Erdäpfel, wenn's zu viel regnet, oder wenn's zu lang' trocken iſt, um ihren Lein.“ Der Schneider ſagte das, wenn auch immer noch leiſe, doch weit lauter, als das

[1] reichen.

Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich und freute sich zugleich über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerichtet, und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wieviel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie: sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem „Maß Bier" für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung; die Sannel wußte ja: ‚Was liebt, das neckt.' — Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

„Ja, siehst du, Sannel", schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein!" Dann sagte sie seelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah'. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, sonst hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anziehn." Dann wieder: „Aber mach', daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschla-

ſen, und deine Mutter iſt ſchon ſo bös, daß du nicht zeitig heim biſt kommen.“ Und doch blieb ſie ſelbſt, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenſtufe ſtehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in ein neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelſtunde auf Viertelſtunde dazwiſchen und erinnerte ſie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht ſo flüchtig geweſen war. Und der Treppenſtufen waren ſo viel: erſt der Stufen bis zum Oberſtock, dann kam noch die Bodenſtiege; denn Hannes hatte ſein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da obenauf der Stufe vor der Thür — man ſtieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längſte „Ständchen“ gehalten.

So auch heute. So viel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit, zu hören, konnte nicht größer ſein; ſelbſt wenn ſie gemeint hätte, ihm einen Dienſt damit zu leiſten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor ſeinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchſen ſeine Geſchichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeſehn ſeiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war ſo überzeugt als ſie, daß er ein Mordburſch ſei.

„Aber nu iſt's genug für heint“, ſagte ſie endlich. Sie hatte auf der Treppe geſeſſen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunterleuchten ſollte auf den Hausplatz vor der Wohnſtube. Sie ſtand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn ſchon im Erzählen ſeiner Abenteuer irre; er war ſo dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir ſagen, Sannel. Was meinſt du; wenn ich die Heiterethei nähm'?“

Das Mädchen erſchrak, daß die Lampe ihr faſt im Schoß umfiel. „Die Heiterethei?“ ſagte ſie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer ſo gut zuſammen ſollt' paſſen als ich und ſie.“

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon", sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist", sagte er rasch, um das Aber überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß 'was Wild's an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär'", fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder, wie sie ist, ziehn wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Guckguck hätt'! ich wollt' —"

„Red' nur nicht so laut, Hannesle", bat das Mädchen. „Ich glaub' dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist."

„Ei was, meine Mutter!“ ſagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', ſie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad' aufgelegt, daß ich ihr einmal ſagt', was ich denk'. Siehſt du; ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn ſie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gottes willen, Sannel, ſei ſtill! Mach' die Lampen aus. Die Thür iſt gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüſſel hätt'.“

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Geſicht ſpritzte. Sie ſtellte die Lampe neben ſich, ſchob den halb ohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, ſie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle“, ſagte ſie; „ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf und geh' in deine Kammer. Ich ſag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da biſt. Du ſagſt: ‚Ich bin um elf kommen, die Sannel iſt nicht geſcheit.‘ — Aber ſie kommt gar nicht. Hörſt du, ſie ſingt und bet't und red't mit ſich. Bleib' nur ganz ſtill, vielleicht ſchläft ſie wieder ein.“

Eine Weile war es mäuschenſtill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel ſang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ Und ſprach dazwiſchen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine ſchönen Erdäpfel!“ Und ſang: „Und baut auf ihn —“ und jammerte wieder: „Meine ſchönen Erdäpfel am Erlenweg!“ Singen und Jammern wurde leiſer. Bald war alles wieder ſtill; nur die Kuh unten im Stalle, die der Geſang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, ſchnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh ſchien wieder eingeſchlafen.

„Das weiß der liebe Gott“, ſagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Mut wie einer. Hundert Soldaten ſind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menſchen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, ſo hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die iſt doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Ja, wenn

ich nicht so verwünscht gutmütig dabei wär'. Die Gutmütigkeit läßt die Kourage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Guckguck hätt'! Siehst du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„Ja", sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär' sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „„Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort: Wir sollen Gott —' und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!"

„Ja, wie man auf so etwas kommt", sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du, die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren."

„Ja", sagte die Sannel, „das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus."

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Kourage ist auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks[1] hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt'; denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könnt'st einmal wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?"

„Ja, ich soll's anbringen?" sagte die Sannel. An ihrer

[1] Schlauheit.

immer muntern Bereitwilligkeit hing ein ſchwer' Gewicht. Sie ſtreifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders iſt, Hannesle, ich will ſchon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und ſchlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht ſo lang' abhalten ſollen. Du wirſt morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter iſt den Abend ſchon bös geweſt. Ich ſag', du biſt nach elf heim kommen; ſag' du auch ſo. Und wenn das ſein ſoll mit der Heiterethei, ſo wird ſich's ja ſchicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begegn' ihr ſchon."

Der Schneider war eingeſchlafen und träumte einen großen Traum. Er ſaß auf ſeiner Brücke und nähte an einem mendlichen Rock. Die Mutter ſaß ganz ſtill auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal ſo groß als die Mutter. An der Thüre ſtand ein Hund, ſo groß, wie der Mutter Bläſſe[1] im Stall, und ſchnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beſte. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute ſich über ihn und ſein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langſamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie ſie ſonſt liebkoſend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war, und was er ausgerichtet hatte. Wie langſam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erſt zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachſen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr ſeine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in ſeiner Haut, ſo wuchs er in ihrem Herzen. Und ſo wie bis jetzt war es fortgegangen; anders dachte ſie ſich's nicht, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre; nur, daß ſie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meiſterin hieß. Wie ſie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geſchloſſen hatte, ſtreckte ſie ſich, ſo lang ſie konnte. Daß

[1] Von „blaß"; Tier, in dieſem Fall Kuh mit einem weißen Fleck.

sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Bläsle vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläsle gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Bläsle. „Es war schlecht", sagte sie zu der Kuh; „was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Tier." Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. „Die Heiterethei wird alles allein wollen machen", sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine konsequente Frau, in allem, innerlich und äußerlich, eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt als sie. Aber das Sprichwort sagt: „Allzuscharf macht schartig" und: „Eine gute Krümm' geht nichts üm."[1] Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung" zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der strengen Zucht sich zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und

[1] Ein guter Umweg ist kein Umweg. („Krümme", soviel wie „Krümmung".)

Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluſtigen ſolcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengeſetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine ſichere Kontrolle möglich! Und wieviel Wirtshäuſer ſtanden wie Mauſefallen an dem Wege von dem einen dieſer Grundſtücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren ſcharf, aber durch Häuſerwände hindurch konnten ſie doch nicht ſehen. Dabei hätte ſie niemand zu der Einſicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erſt, was ſie verhüten und vermindern wollte. So wurde ſie nur immer ſtrenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen ſo großen Reſpekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider ſicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geſchenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinſen, was ſie ihm außerhalb ſchuldig geworden war. Deſto verhaßter wurde ihm das Daheimſein. Und ſie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geſchah, und machten ſich auf alle Weiſe darüber luſtig. Der Schmied behauptete ſogar, der Schneider ſei ſo klein geblieben, weil die Mutter ihn beſtändig in ſich hineingejagt habe. Der Schneider ſei eigentlich ein langer, ſtarker Kerl, aber er habe ſich in ſich ſelber verkrochen, und könne ſich nun nicht mehr aus ſich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel ſchon die Treppe und Bodenſtiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. „Steh' auf, Hannesle; deine Mutter ſingt ſchon den zweiten Vers; da zieht ſie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach elf heimkommen biſt. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders haſt beſonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„Nein", ſagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett iſt's doch gar zu ſchön. Iſt ihre Stimm' zittrig, Sannel?"

„Ja", entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken sitz'st, wenn sie 'rein kommt."

„Es ist doch nirgends schöner als im Bett", sagte der Schneider drin und dehnte sich. „Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?"

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und in der Küche. „Er thut's nicht anders", sagte sie traurig vor sich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft' bleiben!"

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubenthüre an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen."

„Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz", entgegnete die Alte. „Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein."

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: „Wenn sie nur erst im Haus wär', die Heiterethei! Oder wenn so ein Gesangbuchvers einen ganzen Tag thät' dauern!" Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, solang' der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiel. Sie aber

wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

„So iſt er doch da, der Nichtsnutz?“ ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Atem. „Ich hab' gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht 'neinkommen, aber ſchwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er iſt doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geſchwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird ſo einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm geſtraft iſt und muß ihn behalten. Bis er ſich ins Zuchthaus geſchwemmt hat, da werden ſie ihn behalten. Oder ſie kriegen ihn bald wieder.“

Die Frau Bügel ſtand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres geweſen, auf die Fragen nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund um wenigſtens zu zeigen, es ſei nicht Mangel an Dienſtwillig keit von ihrer Seite, daß ſie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte ſie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Atemzug, ſo tief und ſtöhnend, als wüßt' er, es iſt ſein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuſeloch ihr voller Ernſt geweſen. Sie ſah unter Stühle und Tiſch und ſchüttelte das Haupt nach jedem ſuchenden Blick. Alles ſchien ſie zu ſehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangſt überzog. Die Sannel half der Baſe widerſtrebend ſuchen.

„Wo wird er nur ſtecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus ſein und die gottesfürchtigen Wort' hören, die ſeine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er ſein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn ſeine Mutter fragt, das böſ' Kind!“

„Nu, da in Eurer Stuben", schluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!"

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr, sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel! Und das Eicheldaus sticht. Und o du lieber Augustin! Was? Nicht im Wirtshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überstanden ist. Aber Ihr werd't sehn, ich krieg' die Schwindsucht. Alle Leut' sagen's. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichelwenzel da."

„Was? Im Wirtshaus ist er? Und er ist im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolkes[1] Schatzkästlein und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirtshaus, Jung'?"

„Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag', das ist nicht recht. Nu freilich ist das Eure Stuben."

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säß'st auf deiner Brücken? So erbarm' sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich will's ziehn, solang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

[1] Benjamin Schmolck (Schmolke), 1672—1737, evangelischer Kirchenliederdichter und Verfasser mehrerer weitverbreiteter Erbauungsbücher.

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thür geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: „Reſpekt muß ſein im Haus!“ Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Thür flüſterte: „Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannſt wieder 'rauf. Nu iſt ſie wieder gut.“

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. „Und haſt du dir's überlegt, Hannesle?“ ſagte ſie dann. „Ich geh' aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft.“

„Du gehſt in die Erdäpfel“, ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm' bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'.“

„Das iſt Schickſal, Hannesle; deswegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal' kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt.“

„Ach Gott! Die Bas am Unterende[1] hat mir immer Hefenklöß wollen ſchicken; die eſſ' ich ſo gern. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig' Hefenklöß geſchickt; ich hab' mir's allemal ſelber müſſen ver-

[1] Am unteren Ende des Städtchens. Vgl. S. 314, Z. 1 f.

dienen; nicht das Salz dazu hab' ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab' ich nicht verlangt; wär' nur 'was Gut's dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz[1] und Hutzel[2] dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot gethan. Wer weiß, ist das die letzt' Westen, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich thu'. Hernach hat's ausgeschicksalt, und ich eß' keine Hefenklöß mehr auf der Welt."

„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' ist doch mehr wie Hefenklöß. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Bas am Unterend, die wird's schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst", fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild."

„Was wild!" sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklöß kann kochen! Sannel, da ist kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: du kennst mich. Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Apport, Karo! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh'; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine

[1] Gedörrte Apfel- oder Birnenschnitten aufgekocht.
[2] Gedörrte Pflaumen oder Birnen.

Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan, und ſie ſich hineingedacht hatte, als hätte ſie alles ſelber geſehn.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war ſie glücklicher geweſen, wenigſtens im Finden. Sie wußte ſich was auf die Verblümtheit, mit der ſie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte geſagt: ſie wollte den Schneider erſt mit in den Zainhammer nehmen und ihn ſtrecken laſſen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu ſtrecken, ſo müßt' es das Ding an der Fenſterwand ſchon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht ſtill geweſen", ſagte die Sannel, „bis ſie geſagt hat: ‚Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig'. Hernachen iſt's, als hätt's der Burgemeiſter unterſchrieben und ſein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiterethei." Die Sannel war traurig darüber, aber ſie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes ſeine Gedanken, ſich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die ſtärker wäre als ſeine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebiſſen hatte. Wenigſtens ſagte er das der Sannel.

„Schon geſtern iſt mir's eingefallen", ſagte er. „Sie iſt doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker ſein, und ihre Händ' und Füß' ſind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf iſt doch die Hauptſach' am Menſchen. Und meiner Mutter ihre Händ', die ſind wenigſtens noch einmal ſo lang. Und wenn eins ſo kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaſſ', das muß feſt ſein, Sannel. Ja, Sannel, es iſt gut, daß ſie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächſte Mal, daß ſie wieder auf der Bodentreppe ſaßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt,

da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Best'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben", sagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„Derentwegen", entgegnete die Sannel, „brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst."

„Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere wie die Heiterethei. Und nu schlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da setz' die Lampen fort, damit du dich recht kannst freun. Und ich will die Jacken 'runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hannesle", sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehn, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud'", sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: „Ja freilich." Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben, soviel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck'", sagte der Schneider, „und das ist eine andre als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht 'was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn Meine erst ein Jahrer zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie eine Gringelwirts-Valtinessin. Die hat einen andern Kopf als die Heiterethei, und da kann man sagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar' und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein

paar Haar' mehr hat, dafür iſt ein Haar von Meiner wie ſechs Haar von der Heiterethei. Und das ſpöttiſch' Weſen und das Dummgethu', davon iſt an Meiner nicht ſo viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch alles ſo reſolut. Und ein Narr iſt ſie in mich."

Es währte lang', eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er ſie gefunden und die „Sache" ſich gemacht. Und wie oft unterbrach er ſeine Geſchichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute ſich doch nicht ſo ſehr, als er gedacht.

Die Geſchichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergaſſe ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und ſah ſich nicht um. Heut, als er ſich wieder geworfen fühlte, meint' er: ſollt's die Heiterethei ſein, und ſie hat's gereut, daß ſie die Sannel abgewieſen hat? Pfiffig, wie er iſt, blieb er ſtehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete ſich dann, ſo ſchnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond ſchien hell genug, daß er ſehn konnte, die Gaſſe war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, ſaß eine weibliche Geſtalt auf der Steinbank vor einem Hauſe.

Als ein rechter Burſch, der keinem Mädle gegenüber blöd' iſt, warf ſich der Hannes in die Bruſt und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes iſt nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt', die iſt's geweſt. Und iſt ſie's geweſt, ſo iſt's nicht umſonſt geweſt." Er ſtrich mit beiden Händen ſeinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: „Guten Abend, Mädle, es iſt gut, daß deine Stein' nicht ſind wie dein Kopf, ſonſt hätt' ich ſie beſſer geſpürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr." Er ſagt' es nicht, aber ſein ganzes Weſen verriet: Er war einer und was für einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für einer iſt!

Das Mädchen ſagte: „Guten Abend." Mehr konnte es vor

heimlichem Lachen nicht sprechen, und der Hannes sah noch immer nichts von ihr als die schwarzen Haare, und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen, oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. „Man weiß ja, wie die Mädle sind", lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär' es nirgend schöner als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählich das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren, und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatt' er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußt' es ein weißer sein.

„Wer weiß, wer Ihn geworfen hat", sagte das Mädchen und lachte immer noch, soviel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehn. „Ich hab' mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist —" sie sang nicht: weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze „Gut' Nacht"; aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb stehn, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja", ſagte ſie. „Ich glaub's ſchon, es iſt ſchön, wenn ein Burſch zu ſeinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben iſt das ſchon."

„Und haſt doch an deinen Schatz gedacht?"

„Nun ja; es iſt einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, ſo wenig als einer andern, aber mir iſt nicht jeder recht. Es muß einer ſein, ich weiß wie, aber ich ſag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern ſag' ich's, nur Ihm nicht. Und geh' Er zu ſeinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging auch zu ihm."

Sie ſtand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt ſie auf. Seine Arme waren eben lang genug, ſie zu umſpannen. Das Mädchen wehrte ſich, ſchlug ihm auf die Hände, wollte ſich losreißen, aber er war ihr zu ſtark. Sie mußte bleiben. Sie mußte ſich wieder ſetzen. Er war glücklich, wie ſtark er war. Sie war faſt außer Atem vom Ringen und hatte Luſt, zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja", ſagte er, „wenn ich zugreif', da iſt's nicht zum Spaß. Aber du biſt keine Hieſige. Die Hieſigen kenne ich alle; ich hätt' längſt eine, wenn ich eine Hieſige möcht'. Ja, du möcht'ſt wiſſen, wo mein Schatz daheim iſt? Ich hab' dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leiſ' zugreif', da gibt's blaue Flecken. Und wo biſt du denn her?"

„Von Schackicht", ſagte ſie. „Aber was geht das Ihn an? Er hat ſchon einen Ort, wo er hin denkt."

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz iſt eben daher. Und er hat ſchwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht alles auf. Aber es iſt ein prächtiger, das kannſt du glauben. Wenn ich mich nur ſetzen könnt', ich müßt' ſtundenlang bei dir ſitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch ſo viel Platz heraus, daß der Schneider ſitzen konnte. Aber ſie mußte ihren Arm um ihn ſchlagen. „Sonſt fällt der Branntwein", ſagte ſie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter, und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch 'was Recht's. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser, und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegten sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär' eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden eins das andere, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehn; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas thut, was ich ihr sag'", meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenklöß, hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu schlaf' wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust."

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Teil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Witib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehn, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wär' wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen, und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre[1] vor sich zu sehn, so tüchtig, rasch und repermandierlich[2] war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär', wie sie selbst gewesen; für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr

[1] Vor 30 oder 40 Jahren.
[2] Wohlanständig.

Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sie sich besehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang' hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten".

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnisvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, erriet, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der", dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie braucht' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel los werden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab' ihr schon zweimal aufgesagt, und sie geht nicht; sie thut, als könnt' sie mich fortschicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehn, ob sie sie zwingt. Da kommt

ein Teufel über den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie los wird."

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät', und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät'!"

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich': kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeint's."

„Wenn's sonst nix wär'!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunterging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laff' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist und recht ärbeten kann; das ist's, was ich will wissen."

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat", sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringst's. Aber der Metzger will erst seinen Griff thun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zähn'[1]

[1] An den Zähnen erkennt der Metzger Alter und Qualität des Tieres.

hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging sogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach'", und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat", sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Apart's, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?"

„Ja", sagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücken könnt'st, das wär' mir recht."

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: „Ich halt' dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält."

„Ja, siehste", sagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie bös'. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den zweiten dazu könntest singen, ich mein' den Baß; da könnt'st du dich beimachen."

„Das kann keine besser wie ich", meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden."[1]

[1] Geboren.

Der Schneider ſagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte ſie dann ſo ſchön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünſchte, als die Sannel wäre da und ſähe es. Da würde ſie ſich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Muttter", ſagte der Schneider, „da laſſ' ich mir manch's gefallen wegen dem vierten Gebot; aber ſonſt, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt', Mädle, ich bin einer. — Nu, frag' nur die Sannel, die weiß, was ich für einer bin!"

„Ja", ſagte das Mädchen, „du biſt ein Mordburſch. Das weiß ich auch."

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„Aber wer iſt denn die Sannel?"

„Das iſt ein kleines Mädle", entgegnete der Schneider; „die iſt bei uns im Haus. Sie iſt nicht größer wie ſo hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis ſieben Jahren. „Aber einen Hund, den müſſen wir haben, wie eine Kuh ſo groß."

„Du ſollt'ſt mir kommen", dachte das Mädchen. „Er müßt' dich denn freſſen. Aber erſt muß ich drinne ſitzen. Eine Wirtſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein andrer Menſch. Und da ſoll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt." So dachte die Schwarze; aber ſie ſagte: „Was du willſt, Hannes. Wenn ich dich nur einmal ſehen ſollt' auf einem Pferd reiten!"

„Ja, Mädle", ſagte der Schneider, „es iſt eigentlich ſchad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir iſt einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!"

Den nächſten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienſte ſah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht ſo aus, wie es da ſonſt um dieſe Zeit auszuſehen pflegte. Da ſtand eine große Wanne und allerlei Wäſche darin und Seife dabei; und

ſie ſtand nicht etwa auf der Bank am Fenſter, wohin ſie gehörte, ſondern auf dem Küchentiſch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Waſſer. Und ſonſt heimelte die Küche Sonntags um dieſe Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beſchaffen müſſen, und ſie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber ſie hatte immer mit dem Kopfe dabei geſchüttelt; und das that ſie noch.

Die Frau Bügel hatte geſagt, ſie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Beſtehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienſt erhalten. Wo und bei wem? das ſagte ſie nicht. Sie hätte nicht ſo viel zu ſagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was ſie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften ſich nichts merken laſſen. Am ſchwerſten wurde das dem Schneider.

„Paß nur auf", ſagte er zur Sannel, ſo oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das iſt eine! Die iſt unter den Mädlen gerad', was ich unter den Burſchen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, ſo bin ich aus dem Häusle. Es iſt gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch': ich könnt' die Nadel nicht halten, ſo ſüßlich iſt mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht ſtill halten; ſie fangen von ſelber an zu hopſen."

Die Sannel ſagte nichts. Sie half ihm ſich freuen, ſo gut ſie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie ſah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu ſehen. Es war ja die Thüre, durch die ſie hinaus mußte, wenn die andere einzog. Kam ein junge Frau herein, dann war ſie übrig in dem Hauſe. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in ſeiner Freude nicht ſtören. Und erinnerte ſie ihn daran, hätte ſie das doch gethan. Denn ſo ſehr der Hannes ſie über der anderen vergeſſen zu haben ſchien, ſie wußte doch, er würde ſie nicht gerne gehen ſehen.

Aber es hat kein Pfarrer ſo lange gepredigt, einmal hat er doch aufgehört. Und das geſchah auch dieſen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes ſtieß die

Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!"

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wär' sie noch so lang' zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner", wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!"

Das Erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht", sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäsche waschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal und im besonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „Ja, von guten Leuten ist sie her, das sieht man wohl."

Als die Schwarze zum letzten Male leer getrunken und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel

an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst. „Das ist doch noch eine, so eine von den besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine find't." Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix", sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen."

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das alles thäten, so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut." Und als nun draußen durch das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten" sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken, und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßt und herein gehst!" Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe; aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut", sagte das Mädchen und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht

ſehn; ich muß gleich zugreifen. Es iſt recht grob und unſchickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das iſt ſchon wahr, und Sie wird bös ſein über mich."

Trotz dieſes Geſtändniſſes mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigſtens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waſchen, und die Frau Bügel hätte ſie doch laſſen ſollen, da ſie einmal darüber geweſen. Endlich aber, da die Frau Bügel faſt ernſthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ ſie ſchnell alles liegen und gab nach ſo vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorſams.

Als ſie aus der Küche kamen, ſchritt die Frau Bügel ſo feierlich vor der Schwarzen her, als führe ſie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, ſo ſchnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in ſeiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tiſche noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte ſie, die Thüre ſei nicht richtig eingeklinkt. „Es iſt ſo ſchlecht, wenn eine Thür aufſteht, und ich kann's gar nicht leiden", ſagte ſie.

Das war zu viel für die Frau Bügel. An ſo viel Glück konnte ſie nicht glauben, wenigſtens nicht an die Dauer eines ſolchen Glückes. „So gar warme und heit're Tag' bringen Regen", meinte ſie bei ſich. Und in ſolcher Luft hätte ſie nicht den kleinſten Handel abgemacht, geſchweige einen ſo großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeſchlafen."

„Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrſchaft dich läßt gehn, ſo kannſt du bei mir anziehn, wenn du willſt. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es ſoll dein Schaden nicht ſein." So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehen wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben,

als ihr erlaubt sei. „Eine Viertelstund' früher muß ich daheim sein, das thu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könne nicht anders heimgehen denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum besten laß' ich mich nicht halten", sagte sie zu sich. „Und komm' ich nur erst da 'rein und sitz' nur erst fest, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf!"

„Nu rück' ein bißle zu, Mädle", sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein „Guten Abend, Mädle" gesagt, da war's gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. „Ich weiß schon", sagte er, „du willst hernach recht geschwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erschreck'. Ja, prost die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erschreck' nicht, und wenn das Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sache heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein bißle zu."

„Ich hab' Platz auf der Bank", sagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —", meinte der Schneider.

„Ich hab' Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh' auch niemand an; um ein arm' Mädle fragt kein Mensch."

„Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich."

„Ja, sie kann mich nicht leiden", sagte das Mädchen und schluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſtehn. Auf das neu' hält ſie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drin. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt'. Hernacher hat ſie uns erzählt, wie's iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt wie im Prieſterrock, und anders iſt geweſt wie andere Leut'; und da war's, als red't ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht eine.“

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: „Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered'. Die Leut' ſind wie die Wölf', wo ſo ein arm' Lamm von einem Mädle iſt, die niemanden angehört und das ſich alles muß laſſen gefallen.“

Der Schneider erſchrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja ſo iſt's. Nu kommſt auch du noch. Und weißt's am beſten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab' gut geſeſſen, wie ich hab' geſeſſen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragſt und thuſt, als wär' ich ſchlecht, und es wären ſo viel, daß man ſich müßt' beſinnen, mit wem ich im Gered' könnt' ſein.“

„Ja, mit mir, Mädle?“ fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede ſein ſollte, und zwar ein ſo großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute ſagten; er fragte das Mädchen darnach.

„Nu“, ſagte die, „hätt' ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angeſehn.“

„Aber ſo ſag' doch nur“, drängte der Schneider. „Wie ſagen denn die Leut'?“

„Und willst auch noch hören, wie du bist?“ sagte das Mädchen schluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht, und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh'. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum besten lass' ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem.“

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch keine.“ So sagte er und wollte sich krank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine.“

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen. „O, daß die Sannel da gewesen wär'! Daß die Sannel da gewesen wär'!“

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer“ er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müssen, als er war.

„Ja, die Leut' haben gesehn, daß du die Abend' her bei mir gesessen hast“, sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich lass' keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten', wie du bist.“

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab' noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an

jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht, du bist, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es gibt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd' Deiner und keiner anderen sonsten."

„Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er soll so gut sein und mich nehmen. Der Müller in Schackicht will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab' keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackicht will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts wert gewest."

Der Schneider erschrak von neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein anderer thut, das thu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich schreib's heut noch, Mädle. Ich hab' erst gestern früh wieder Tinten 'reingethan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?" fragte das Mädchen einmal ums andre. „Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich tot gegrämt, wenn ich den Schackichter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper[1], weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch hübscher. Und lang' ist er wie eine Stangen und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übelnehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt

[1] Darum.

mich auch der Schackichter Müller nicht. Denn die Burſch in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' iſt geweſen. Das thun ſie, weil ſie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben als ſie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehſt du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachſt du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und laſſ' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachſt."

Und ſie hielt ihr Wort. Der Mond hatte noch lange auf die beiden geſchienen, wie ſie dort ſaßen; er kann es bezeugen. Er hat geſehn, wie der Hannes gleich geſchrieben hätte, wäre nur ſeine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergaſſe geweſen und nicht daheim im Kaſten. Aber noch heute wollte er ſchreiben und die Sannel ſollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, ſowie ſie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei geweſen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob ſie ſich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie ſonſt. Hätte ſie ſich nicht mehr über die Sache gefreut, als ſie ſich über die Erzählung davon freute; da war ſie beſſer daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter", ſagte er zu der Sannel, die ihm riet, ſich vorzuſehen, oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. „Und nimmt den Schackichter Müller, und hernach ſitz' ich da, und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„Wär' ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin", ſagte die Sannel, „hernachen ließ ich dich gehn." Sie ſtreichelte ihn und

ſagte: „Gelt, Hannes, du ſetz'ſt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſt's nicht mehr oft, daß wir beiſammen da ſitzen."

„Möcht' ich wiſſen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt, wieder auf ihren Schoß.

„Guck", ſagte ſie, „wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgehn. Ich hab' die Tag' her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein."

„Ich wollt', du ſagſt's gleich, was doch muß ſein", ſagte der Hannes. „Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angſt werden. Sag's doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck' nicht ſo leicht. Ich erſchreck' nicht, wenn's Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber, Sannel, du könnt'ſt mir's vielleicht morgen ſagen. Und iſt's denn ſo was gar Schrecklich's? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?"

„Ich will nicht fort", ſagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſolang' ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh' ich gewiß nicht; da brauchſt du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen iſt, das kann eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und eſſen. Zumal jetznnd, wo das lieb' Brot ſo teuer iſt, und das Geld ſo ſpäng[1]. Aber deswegen iſt's nicht, daß ich ſag', du ſollſt dir die Sach' mit der überlegen. Sie ſagen, wenn man einmal was unterſchrieben hat, hernachen iſt man ſein eigener Herr nicht mehr; da iſt einem die eigene Seel' wie verſiegelt. Das mit dem Schackichter Müller wird nicht ſolche Eile haben, ſonſt wär' ihr's früher eingefallen. Guck,

[1] Spärlich.

wenn die Heiterethei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn' ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt' wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht't. Guck, du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag'; aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu', was du willst, nur verschreib' dich der nicht. Und wenn sie den Schackichter Müller heirat't, du kriegst noch immer eine andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu' alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht, warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennst du in den Geißgraben[1], Hannesle."

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über alles noch lang' wollt' besinnen", sagte er, „da könnt' man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk', ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn', so nehm' ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackichter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bildest du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck' da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich sag', die thut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's viert' Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' — nu, frag' nur die Sannel. Und nu sag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

[1] Wirfst du um, hast du Unglück.

Das that er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammerthüre und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heiratsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man sie fester. Oder man sagt: sie kann morgen gehn oder übermorgen, ich will mich erst nach einer andern umthun; oder auch: sie soll erst noch das und das im voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich alles zeigen. Und wenn sie die Best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war nicht alles drinnen, was sie hatte. Das meiste, sagte sie, und das Beste sei noch zu Haus in Schachicht bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihm Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für einen „Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zu gut', daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz

übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brot vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that sie alles Mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten[1], Kuh und Ziege mußten ihr entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

„Aber was hast du nur, Mädle?" sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag' her aus, als hätt'st du immer alle die Zähn' zusammengebissen, und red'st kaum, und wenn du red'st, so ist's, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren thät'. Hast du den Ärger?"

„Nu freilich", entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' da-

[1] Gefäße für Flüssigkeiten aus Holz oder Metall.

heim, wo ich hingehör', da iſt ſo ein alt' Fegfeuer, die ſind't kein End' und kein Trumm. Aber zum beſten laſſ' ich mich nicht haben, das ſoll ſie nur wiſſen. Ich hab' Geduld, wie ſie die Hundertſt' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm ſchon finden."

„Ja, ſie ſchicken dir deine Sachen nicht", ſagte Frau Bügel, „und haben ſie ſchon vor acht Tagen wollen ſchicken."

„Ja, ich will doch ſehn", ſagte die Schwarze, „ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang'. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem ſie's zu thun kriegt."

„Nu, ich ſollt' deiner Schweſter ihr Schwieger ſein", dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anſtreichen." Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß ſie niemand zornig ſehen konnte, ohne angeſteckt zu werden. Wenn ſie jemand auf der Gaſſe oder ſonſt zanken hörte, da koſtete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und ſie hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht, weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloſſene Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu iſt's zu ſpät. Nu hat der Hannesle ſich der verſchrieben, und iſt ſein eigener Herr geweſt, und ſeine Seel' iſt wie verſiegelt. Und ich wollt', ich ſtürb', denn nu iſt doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zuſtandes nahm nicht ab, mit jedem Tage wurde er verbiſſener. In der Frau Bügel ſo gut wie in der Schwarzen Herzen hatte ſich der Zunder geſammelt; es bedurfte nur eines Funkens, ſo ſtanden ſie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schickſal einmal Zunder geſammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuſchlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armseligen Hänsle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin."

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

„Ich will nu wissen", fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten laff' ich mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig". Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum machen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

„Das da ist meine Stuben", sagte die Frau Bügel, „und da ist kein Recht drin als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich 'nauswerf', was nicht 'rein gehört. Ich hab' mir dein Gesicht lang' genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt."

„In der Stuben da hab' ich so viel Recht als Ihr", sagte

die Schwarze ruhig, weil ſie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag' nu, wann das erſt' Aufgebot gehalten wird."

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer ſie war, vor tollen Menſchen fürchtete ſie ſich. Und die ſo redete, mußte toll ſein. Sie wollte das Fenſter öffnen und um Hülfe ſchreien.

Aber die Schwarze nahm ſie bei den Armen und hielt ſie feſt. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleiſch und Knochen zuſammen. Solche Kraft hat nur ein toller Menſch. Die Frau Bügel war eine ſtarke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll iſt. Das, was ſie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Geſichter ſatt", ſagte die Schwarze und freute ſich über ihren Triumph. Die Frau Bügel ſah nun, daß ſie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' ſo lang' vor der Hochzeit in einem Häusle beiſammen ſind. Den nächſten Sonntag muß das erſt' Aufgebot ſein, und den Sonntag über drei Wochen iſt die Hochzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, ſo geh' ich. Ein End' muß ſein."

Die Frau Bügel war nahe daran, ſelbſt konfus zu werden. Die Schwarze ſprach wie eine Tolle und ſprach doch auch, als wäre ſie bei Verſtand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte ſie dem Verſtändniſſe näher. „Der Jung' hat kein gut' Gewiſſen. So iſt alles Betrug geweſt. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erſt noch dabei."

„Was haſt du gemacht, Jung'?" fragte ſie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?" ſagte der Schneider voll Angſt. „Ich bin doch nu ein Burſch — der von Nachbars iſt ſechs Jahr' jünger und hat gefreit." Der Schneider war ein geteilter Menſch. Daß er ſah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeſchwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei ſein,

wenn er soll frei'n? Das ist meine Sach'. Da hat so ein Jung' sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frei'n. Und so schlecht du bist, Jung', für so ein'n Hackstock bist du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist niemand Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen."

„Gut", sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, so laß' ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeuer kann lesen."

„Thu' ihr ihre Brillen her", wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: „Wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt." Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: „Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen."

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ich bin eine Frau; aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen."

„Ei, ich weiß so eins", sagte die Schwarze höhnisch, „wo die Leut' wissen, wenn sie 'nein kommen, aber nicht, wenn sie wieder 'raus kommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was

schreibt, da muß ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Pastor."

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Gültigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so. Und der Jung' kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb', so vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz, der!"

Die Schwarze lachte. „Ja, so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen", sagte sie. „Das Häusle kommt von seinem Vater, und das bißle andere Hab' und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob Sie mich will 'rein lassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie 'rein lass'. Denn in meinem eignen Häusle lass' ich mir nicht auf der Nasen tanzen."

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja", sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schiebkarr'n von einem Häusle war's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär' wert gewest. Um solch' Armuthei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hat's sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab' einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Ärger nicht wert, den ich hab' einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab' ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hülflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen, sagte er: „Ich geh' mit." Und da die Schwarze

nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große, ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein[1] trinken muß, ist's sogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu

[1] Scherzhafte Bezeichnung saurer Weine, wie z. B. des Grünbergers, bei dem angeblich zwei Männer den dritten halten müssen, der ihn trinken soll. Vgl. die Spitznamen für schlechte Zigarrensorten, so ganz ähnlich „Zehnmännerzigarre".

machen, so war die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten, hätt' es auch zerschnitten.

Ein Glück für die andern war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; sie wolle es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollendet, wenn die Schwarze ihr's anfing. Die Stunden, die sie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder hergestellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daher-

kommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin?" Andere riefen: „Mach', Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus!" Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „Nu, ist das eine?" Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten: hätt' man das dem „Jung'" zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte, und daß er an seinem Schatze und seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist", lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „Und nimmt doch so eine große Frau!"

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „Aber", sagte er zur Sannel, „das viert' Gebot, das hat's auf mich abgesehn. Ich möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen thät', die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät', wenn sie's wüßt'!"

„Und das ist auch recht von dir", sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das Best' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'."

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube, und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht; denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht

an ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: „Ihr Diener, Frau Meeſtern."

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Ebenſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: „Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mädel bechechnet; die chehört wohl ins Haus?"

„Es wird die Sannel geweſt ſein", dachte die Frau Bügel und ſagte: „'s kann wohl ſein. Wenn Er weiter nix will, hätt' Er ſie ſelber können fragen."

Unterdes hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſehn gab. „Was das für ein Eulenſpiegel iſt?" dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmütiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe geröteten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gaſtwirt in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthofthüre.

„Gechentlich komm' ich", ſagte der Menſch, „als ein Schneiderchegeſelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn iſt?"

„Donner!" ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. „Eine große Frau hab' ich; wenn ich noch ſo einen Geſellen dazu hätt'! das wär' noch anders wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat."

Der Geselle schien nicht gern zu gehn. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war das „ehemütliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: „Sollte das das ehemütliche Mädchen sein?" und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Ehegesellen?"

Der Schwarzen gefiel der Bursche, und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„Wo ist denn der Gesell daheim?" fragte sie.

„Eechentlich", entgegnete der Gesell, „in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Chegend und meint, hier wachsen die besten."

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, „damit er die Ruh' nicht 'nausträgt", und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

„Es cheht noch", ſagte der Geſell. „Meine Mutter hat zwei Häuſer in Delitzſch und eins in Magdeburg, und das Cheſchäft cheht auch nicht ſchlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheſchäft führt mein Onkel."

„Das iſt wohl auch ein Reicher?" fragte die Schwarze.

„Das nich", erwiderte der Geſell. „Er iſt arm, aber tuchend-haft, und da haben wir ihn chewiſſermaßen als Vater an-chenommen."

„Nu", meinte die Schwarze, „es iſt juſt nicht ſo notwendig, daß wir einen Geſellen einſtellen; aber weil der Menſch ſo an-ſtändig iſt, ſo kann man's ſchon machen."

„Alſo kann ich kommen", ſagte der Geſell und empfahl ſich höflich. Draußen auf der Treppe ſchnippte er mit den Fingern. Er beſaß die Beobachtungsgabe, die ſo häufig die Mitgift und die Entſchädigung des Phlegma iſt. Dieſe hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von dieſem Hausweſen gemacht worden waren, ziemlich vollſtändig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er ſich wohl den Spaß machen, da Geſelle zu ſein. Auf den Lohn brauche er nicht zu ſehn; denn, was er von ſeinen Umſtänden erzählt, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „chemütlichen" Mädchen noch einmal begegnet und ging deshalb noch langſamer, als ſeine natürliche Art war. „Nu", ſagte er in der Hausthüre, „was heute nich iſt, das iſt morgen. Und preſſiert bin ich nich."

Die Schwarze aber meinte: „Das wär' ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Geſcheit'ſt ſcheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armſelig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erſt dort drin, dem Unkel will ich weiſen, wo er hingehört."

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am

liebsten frei'n würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

„Ja", sagte der Gesell, „unser Hauswesen ist chroß chenug, und eine chroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chrösten Reiz für mich."

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Chemütlichkeit" und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuh'n.

„Siehst du, Sannel", sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übelgenommen gehabt, daß die Mutter sie erst hat wollen probieren. Sie hat mir's gesagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr so mit angesehn. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'."

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Übermut. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehn. Mit jedem Tage nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und „chemütlicher" zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. „Da siehst du, Sannel, was beim Besinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' sie in Schachicht und das viert' Gebot thät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn' dich nur nicht drüber."

Die Sannel sagte nichts, aber sie schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hund, an

den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Geſell, ein großer Hund! denn aller guten Ding' müſſen drei ſein", ſagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, ſo ſanft, dienſtwillig und geduldig ſie ſich zeigte, wich ſeinen Liebkoſungen aus. Beſonders vor dem Geſellen. „Es iſt eine Schand'", ſagte ſie, „wenn ein fremder Menſch dabei iſt." Waren ſie allein, dann ſetzte ſie ihn wohl auf ihre Kniee und ſchaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt ſie ihn ſo weit von ſich ab, daß alle ſeine Verſuche, ſie zu umfaſſen, mißlingen mußten; wollte er ſie küſſen, dann hielt ſie ihm lachend das Ohr hin; wollte er ſich damit nicht abſpeiſen laſſen, dann wurde ſie wohl ärgerlich und ſagte: „Nu laß mich ungeſchoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menſchen nicht thuſt, als wenn wir Brautleut' wären! Ich ſchäme mich ſonſt."

„In acht Tagen iſt unſre Hochzig", ſagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß."

„Damit hat's Zeit", meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erſt im Winter wird, das iſt immer noch Zeit genung."

Mit dem Geſellen war die Schwarze anders. War ſie einmal mit ihm allein, dann klagte ſie, was ſie im Hauſe dulden müßte. „Meine Leut' wollen einmal, ich ſoll den nehmen. Und ich bin ſo ein dumm' Ding, das alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht."

„Chewiß", ſagte der Geſell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht."

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer ſo ein ſanft Mädle geweſt. Mein Fräle hat oft geſagt: ‚Du mußt's einmal gut kriegen, du verdienſt's.' Aber Wort' ſind Wort', und es geht doch, wie's will." Sie ſeufzte tief.

Der Geſell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er ſeufzte mit. „Was noch wird", ſagte er, „das kann man ſo

chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen."

„Ja, wenn ich hübsch wär'. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht."

Der Gesell zuckte dann die Achseln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Thorheit der Männer heutzutag.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Chroßmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurecht zu rücken, seufzte und wurde so „chemütlich", daß dem Gesellen hätte angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe herausjagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gasse schrei'n: „Respekt muß sein im Haus!" Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehn, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten aller-

lei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär' doch schade um den chuten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch, und da ist's, damit ich zuchreisen kann, wenn er chetorkelt kommt." Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab' ich's nich chesagt?" Und gerufen: „Aber, Meester, wo liegt Er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?"

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werd' es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der

Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei einem."

„Nu, du red'st doch auch beinah' wie die Leut'", sagte der Schneider. „So daß es klingt, als thät'st du was damit meinen, und wollt'st doch nicht sagen, was? Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer[1] Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch' ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

„Ja; das schon", entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander' das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle liebgewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering's. Und wenn's um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen."

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Gesell thät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon liebgewinnen.

[1] Thöricht, unbeholfen.

„Aber es ist dumm' Zeug. Sie ist die Liebetät selber."

„Ja", sagte die Sannel, „seit der Gesell da ist und hat gesagt, er wollt' eine Frau aus unserer Gegend, und es müßt' eine sanfte sein, da ist sie auf einmal sanft geworden. Ach, ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Gesell nähm' sie; aber ich denk' nicht, daß er sie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' besser für dich, wenn dich's auch erst ärgern thät'."

„Mordsapperment, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel nu wird's schrecklich. Solch eine Geschicht' hat noch nicht im Schackichter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest."

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimm's vor?"

„Wenn einer einmal so weit ist", sagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erschreck' nicht, Sannel, wenn's wird."

Die Sannel that, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

„Nu ist's aus", sagte der Schneider, „nu ist's aus."

Der Gesell griff phlegmatisch in seine Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

„Das, was aus ist", sagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden."

„Ja", sagte der Gesell, „der Meester hat seine Pfeife ausgeraucht. Ich dachte, sie wär' ihm bloß ausgegangen. Nu, da ist zu helfen."

„Ja, von wegen", sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen; aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß Er das?"

„Ach, der Meester ist doch nich char eifersüchtig?" fragte der Gesell. „Die Müh' braucht der Meester sich nich zu cheben."

„Ich kann mir so viel Müh' geben, als ich will", sagte der Schneider außer sich. „Ich bin der Meister und Er ist mein Gesell. Ich lass' mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig' meinen Gesell. Und wenn Er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiß' Ihn zur Thür da 'naus."

„Na", sagte der Gesell phlegmatisch, „ich hätte doch chemeint, das wär' dem Meester zu viel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen."

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

„Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen bessern Cheschmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Cheschöpse sollte bemühn. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen ins Chehirn kommen, wo so ein chemütliches Mädchen zuchechen ist. Ich bin weit herumchekommen, aber so hübsch hab' ich noch keine chesehn wie die Sanuel da bei Ihm im Hause; das müßt' ein ander Frauchen cheben."

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zu viel."

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammenzupacken und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht", sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert."

„Ja", sagte die Schwarze; „ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will sehn, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben."

„Respekt muß sein im Haus", schrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'rans soll, da kannst du eh'nder gehn"

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsversprechen steckte. „Respekt?“ lachte sie; „wenn du mich nicht thät'st dauern! Du willst mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?“

„Und hast dir Müh' gegeben, bis du mich hast gehabt“, sagte der Schneider. „Ja, da hast du anders gered't, du falsche schwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hätt'st verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen und ich wär' so gewest, wie du da hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht!“

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht' ich sehn, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackichter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine andre mit dem Häusle, geschweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitsamt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrein, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen. Und denkst du denn, ich hab' dich für einen Mann angesehn? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere als du. Und bild'st dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz' möcht' ich sehn, die Respekt hätt' vor dir, und wär' sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen herausthut, da läufst du davon wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dir's geht, wenn du machst, daß der

Geſell was merkt. Bei Tag ſollſt du auf deiner Brücken ſchwitzen, und die Nacht ſteck' ich dich in den Kleiderſchrank. Da kannſt du die Mäuſe verjagen und ſchreien: ‚Reſpekt muß ſein im Kleiderſchrank.'"

Damit ging die Schwarze hinaus und ſchlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als ſpäter die Sannel hereinkam, um Abſchied zu nehmen, fand ſie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polſter und ſein Kopf auf ſeinen Armen. So hatte er ſchon lange gelegen. Die Sannel ſah an der Bewegung ſeines Kopfes, daß er ſchluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkoſend ſein Geſicht aufheben. Er ließ es nicht geſchehen.

„Sei gut, Hannesle", ſagte die Sannel wie eine Mutter; „ſteh' auf und ſei gut!"

„Ja, daß du mich auslachſt", ſchluchzte der Schneider. „Die Jungen ſchreien hinter mir her und die Leut' bleiben ſtehn und lachen. Es iſt kein Mädle, wo mich mag, mich armen Burſch."

„Du wirſt dir doch nicht ſo was laſſen weismachen?" ſagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannſt denken, ich lach' dich aus?"

„Nu, biſt du nicht deswegen kommen?" ſchluchzte der Schneider. „Du biſt falſcher wie alle."

„Ich bin kommen", ſagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin ſo lang' in dem Häusle geweſen; es iſt mir immer noch, als könnt's nicht ſein. Ich hab' nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt' ſein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's geſagt und du haſt's nicht wollen glauben, und nu iſt's doch."

„Du willſt fort, Sannel?" fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „Du willſt fort, Sannel? Du willſt fort?"

„Ja, ich muß", ſagte die Sannel.

„Ja, nu gehſt du fort", ſchluchzte der Schneider; „es ſoll

auch kein bißle Troſt bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend iſt, hernachen hilft ihm keiner, da ſtoßen ſie einen tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zuſamm', und das iſt mir eben recht, wenn mich's nur erſchlägt. Aber die ſchwarz' falſch' Katz' müßt's auch erſchlagen; da wollt' ich luſtig ſein. Das wär' eine Hochzig, wie ich ſie möcht'! Du denkſt, das iſt nicht mein Ernſt? O, ich bin einer — frag' nur die Sannel! Juhu! Hochzig! Aufgeſpielt, ihr Muſikanten; und nu, Häusle, krach!"

Die Sannel war außer ſich, als ſie den Schneider ſo reden hörte. Und er tanzte noch zu ſeinen Reden und ſchlug mit den Armen um ſich wie beſeſſen.

„Ach, Hannesle, du wirſt doch nicht überſchnappen?" rief ſie.

Die Angſt des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Menſch an ihm. Er faßte ſich zuſammen und ſagte: „Nein, Sannele, da müſſen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibſt, Sannele; oder wenn du gehſt, geh' ich mit. Die ſchwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!"

„Nein, Hannesle", ſagte das Mädchen; „das geht net. Siehſte, was ſoll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle, wenn ſeine Leut' alle weggehn? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt ans vierte Gebot denken, Hannesle!"

„Das vierte Gebot! Es wär' an den andern neun genug geweſt, es hätt' nicht auch noch das vierte gebraucht. Das vierte Gebot, das iſt wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin geweſt, ſeit ich mich kann beſinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geſchlagen. Ich hab' müſſen geboren werden, damit das vierte Gebot was gehabt hat, womit's hat können ſpielen wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papſt wär', ich ließ's 'rausſchneiden aus dem Katechismus. Aber wo willſt du denn hin, Sannel?"

„Guck", ſagte das Mädchen; „aber du mußt geſcheit ſein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei ſich behalten. Und der Magdeburger will mich frei'n. Er will heim, und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's geſagt. Noch den Tag will er zum Paſtor und will's beſtellen."

Der Schneider brach zuſammen. Erſt konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach faſt das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden ſaß und in ſeine kleinen Hände weinte wie ein kleines Kind.

„Recht", ſagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit beſtellen. Das viert' Gebot ſoll ſich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang' thürängeln. Geh', Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das iſt einer, und ich bin keiner. Das iſt ein großer ſchöner Menſch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeſehn. Nein, ſei ſtill, Sannel, du branchſt nix zu ſagen. Ich verdenk' dir's nicht; iſt weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer geſagt, was ich für einer wär' und hab' groß gethan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Burſch. Ganz da drin in meinem Herzen hab ich's wohl gewußt, daß ich nicht ſo einer bin geweſt. Und ich hab' nur ſo gethan, damit ich's vergeſſen wollt', daß ich nicht ſo einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her geſpottet, und ich hab's müſſen hören, daß ich nicht bin wie ein andrer Menſch. Und ein Menſch bin ich doch geweſt, und ein Menſch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch ſo klein iſt und ſo ſchwach; und die Seel' verlangt nach andern Menſchen, daß ſie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater ſelig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andere über mich haben gelacht, da haben ſie ſich geärgert, und da war's, als wär' ich ſchuld daran und hätt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich ſo klein war und ſo ſchwach.

In der Schul' ist mir's schlecht gangen. Und hernachen; siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin sehn. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit versteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich gesehn, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würden's nun erst weis. Und da ging der Spott wieder vom frischen an. Da hab' ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', solang' ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' gethan, als dächt' ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übelgenommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt', ich wär' wie sie. Guck, Sannel, die weichst' Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch gethan, als wär' ich was Recht's. Ganz dadrin nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab' gedacht, ich kann nix dazu, und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewest, als wär' er wie die Leut' und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind."

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle", sagte sie und legte ihre Hände wie beteuernd auf seine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meine es, wie sie rede, der sie hörte und sah. „Aber Hannesle", sagte die Sannel, „du

denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen thät', du wärst mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber wie ein anderer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort, wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist mir's eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig', daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr anthut, wenn ich den Gesellen nehm', so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „Und da heirat' ich doch dich und keine andere", sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang'. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb hatte, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl

ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend[1] in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehen, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall schmiegten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauste. Das zerbrochene Bodenfenster oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf- oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchsvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' ist tot"[2] wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: „Respekt muß sein im Haus!" gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser

[1] Abschied.
[2] Ein bekannter Gassenhauer.

Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt nicht umsonst erzeigt habe wolle. Um solch eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andere geworden als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer. Der Geselle hatte bei einem andern Meister Arbeit bekommen und hatte

gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigentum angesehen, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thür in das Freie als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Dadran bist du schuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer wie ich. Aber es geschieht dir schon recht."

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und Euch auch", entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' gethan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müssen durchkriechen, und nu müßt Ihr selber durchkriechen, so lang Ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie Ihr seid gewest, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wär't gewest, da wär' ich auch anders gewest. Nu seht Ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr thätet auf der Stell' einen recht Starken heiraten, daß er Euch nur gegen die da drin hälf', die wild' schwarz' Katz'. Gerad' so ist's mir gangen. Und je ärger Ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirtshäusern gewest als

daheim bei Euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so. Wenn ich Euch in Euern alten Tagen so da haußen muß sehn stehn, und Ihr seid Euer warm' Bett gewohnt, da stößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, Ihr thät't mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riff' Euch aus auf die Gaff'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gaff' geschrien: ‚Respekt muß sein im Haus!' Aber das wird nicht wieder werden, solang' ich leb'."

„Ja", sagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drin hälf', so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn 'nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät', die Sannel müßt' deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine Beßre sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?"

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt." Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt, denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen

wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man sie gerne los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich „chewundert"; er hatte „chemeint", so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustoßen sein. Wofür gebe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas anderes versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran, die Schwarze zu überzeugen, der Gesell habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, hab' er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber sei er in seine Heimat gerufen worden, er müsse morgen aus Luckenbach; er könne sie nun nicht anders sprechen als im Hause, und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht wert, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit sich zeigte, das

Häuschen zu verlassen, solange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändere während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wieder käme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! denn dergleichen sei in allen Romanbüchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und, was er habe, ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als sie des Gesellen Heiratsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man sieht sie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geselle versprach in dem Schein, sie zu heiraten, sobald er wieder hierher zurückkäme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschiede ging der Geselle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adressierte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben sind.

Endlich hörten sie die Hinterthüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen sind?" Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!" sagte er, „und den Sonntig wirst uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!"[1]

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum ersten Male wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal

[1] D. h. erfolgt das erste Aufgebot.

nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß daraufhin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in das Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrissenen Papieres, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin,

was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Wiederstrahl des innern Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste, wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch am lebendigen Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Älteste verspricht, wächst er so fort wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mordbursch", jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordmann, Hannesle!" Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!"

Zur Revision des Textes.

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel.

Zu Grunde gelegt wurde:

Otto Ludwigs geſammelte Werke. Dritter Band: Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Berlin. (Ohne Jahreszahl.) Verlag von Otto Janke. (*W*).

Verglichen wurde:

Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. I. Band. Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Zwei Erzählungen von Otto Ludwig. Frankfurt a. M. 1857. Verlag von Meidinger Sohn und Comp. (*A*).

Die Heiterethei.

17$_{21}$ viele *A* | 21$_{14}$ Weiberleut' auf einmal *A* | 23$_{37}$ ſprach] brach *A* | 27$_{12}$ armen ſchwachen *A* | –$_{13}$ ja *A*, 'a *W*, | 33$_{17}$ kurzen Rock *A* | 44$_{26}$ ſechszig *WA* und ſo fort | 46$_{31}$ fünf] vier *A* | –$_{32}$ ihrem *A* | 47$_{4}$ als wolle *A* | –$_{15}$ hier iſt *A*, iſt hier *W* | 48$_{6}$ wenn] wenn wenn *A* | –$_{10}$ Zo—orn *A* | –$_{12}$ dddenn *A* | –$_{13}$ ko—oſtet *A* | –$_{14}$ Böttcherkunſt *A* | 49$_{8}$ es iſt *A* | 51$_{20}$ kümmr' *A* | 52$_{28}$ ſoll *A*, in *W* wohl ausgefallen | 56$_{18}$ f. Weiſe: „einen guten Abend herein" *WA* | 57$_{9}$ anderen *A* | 58$_{14}$ immer nur *A* | –$_{32}$ meiner *A* | 59$_{5}$ anderen *A* | 61$_{4}$ bei] nach *A* | –$_{29}$ Weiber] Weiher *WA* iſt unverſtändlich | 64$_{18}$ kamen] hereinkamen *A* | 66$_{1}$ er's auch *A* | 67$_{5}$ anderen *A* | –$_{6}$ manch anderswo *A* | 69$_{3}$ den Wachtſtuben *W*, der *A* | –$_{10}$ mager *A* | –$_{22}$ lang' *A* | 70$_{10}$ in ihr *A*, in fehlt *W* | 71$_{12}$ anderen *A* | 75$_{21}$ wirſt] willſt *A* | 78$_{1}$ verdammt' *A* | 79$_{26}$ eigene *A* | –$_{29}$ bedeut't *A* | 84$_{2}$ das das *A*, das *W* | 87$_{23}$ Stell' *A* | 88$_{16}$ hat's *A*, fehlt *W* | 89$_{7}$ kehren] her kehren *A* | 92$_{3}$ es ihm *A* | 93$_{3}$ ja auch nur *A* | –$_{25}$ anderen *A* | 94$_{12}$ Ihr fehlt *A* | –$_{32}$ und es *A* | 95$_{13}$ den] dem *A* | 96$_{15}$ es] ſie *A* | 98$_{15}$ mehre *A* | –$_{18}$ entgegnet *A*, richtet *A* | 99$_{5}$ ſehn *A* | 100$_{13}$ an allen *A* | –$_{24}$ erſten Male *A* | 101$_{15}$ Turme] Kirchturme *A* | 102$_{6}$ Augenblicke *A* | 105$_{24}$ nun] nu *A* | 107$_{6}$ eigener *A* | 108$_{1}$ Thüre *A* | –$_{9}$ Zimmern *A* | 110$_{21}$ ſo fehlt *A* | 117$_{4}$ öffnet *A* | 118$_{13}$ f. können machen *A* | 120$_{15}$ du, Annedorle *A* | 121$_{32}$ anderen *A* | 122$_{11}$ f. wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte *A* | 124$_{31}$ f. hat gedacht *A* | 126$_{15}$ g'nug *A* | 132$_{28}$ ſie ſich *A* | 133$_{32}$ in fehlt *A* | 136$_{9}$ ſelbſt] ſelber *A* | 141$_{20}$ heraufſchwellende *A* | 142$_{21}$ ſie's mir, *A* | 147$_{3}$ anderen *A* | 151$_{34}$ Auflauerer *A* | 153$_{29}$ Dumm's *A* | 154$_{1}$ ein fehlt *A* | 158$_{8}$ anderen *A* | 160$_{12}$ Leut' *A* | –$_{30}$ f. Schiebkarr'n *A* | 161$_{19}$ extra Schrecklich's *A* | –$_{28}$ Mädle *A* | 162$_{1}$ erſt einen *A* | –$_{4}$ anderen *A* | 163$_{8}$ den] ihren *A* | –$_{21}$ Anwandlung *A* | 164$_{9}$ kitzligſten *W*, kitzeligſten *A* | 165$_{28}$ kreiſchte, der *A* | 166$_{14}$ Baltineſſin ſelber *A* | –$_{16}$ anderem *A* | 167$_{18}$ einen Schritt *A* | 169$_{13}$ will *A*, nicht *W* | 171$_{5}$ anderen *A* | 175$_{1}$ hat gebrochen *A* | 180$_{11}$ wie mit *A* | 181$_{16}$ anderen *A* | 183$_{19}$ ſonſt auch *A* | –$_{31}$ bei ihr *A* | 185$_{16}$ gar] ja *A* | 188$_{14}$ ſelber *A*, ſehr *H* | –$_{27}$ f. heimſuchte *A* | 190$_{6}$ ſichtbarlich *A* | 191$_{34}$ Jungfer Ev'

A | 192$_{11}$ brauche *A* | 196$_{10}$ Papiere *A* | 199$_{4}$ schleifend *A* | 202$_{12}$ An] Auf *A* | –$_{13}$ anderen *A* | –$_{30}$ konnt' *A* | 203$_{23}$ wirst] willst *WA* | –$_{32}$ solle *A* | 211$_{20}$ war' *A* | 212$_{27}$ fürchtete *A* | 213$_{2}$ wieder entschlummernd *A* | 215$_{14}$ gehört *WA*, hingehört? | 216$_{3}$ nur immer *A* | –$_{4}$ Knie' *A* | –$_{17}$ dazu haben *A* | 217$_{11}$ ausmalen, dessen ihm lächelndes Gesicht er nun erst erkannte, da er *A* | –$_{32}$ f. gegangen] gangen *A* | 218$_{15}$ nun *A* | –$_{20}$ will zu Gefallen *A* | –$_{33}$ ich's *A*, ich *W* | 219$_{14}$ könnt' *A* | –$_{30}$ nun *A* | 220$_{3}$ Valtinessen-Ev' *A* und so öfters | –$_{13}$ ist fehlt *A* | 221$_{16}$ Wort *A* | –$_{20}$ hatten *A* | 222$_{23}$ gemacht, das, *A* | 226$_{12}$ noch immer *A* | 228$_{22}$ gerad' *A* | 231$_{21}$ gewesen *A* | –$_{25}$ f. gangen *A* | 232$_{23}$ künnten's *A* | 233$_{5}$ drum *A* | 234$_{27}$ keine *A* | 237$_{8}$ so unähnlich *A* | 239$_{30}$ noch fehlt *A* | 243$_{22}$ anderer *A* | 244$_{8}$ näher herangetreten *A* | 245$_{16}$ läßt *A* | –$_{19}$ meine *A* | 247$_{21}$ auf und Liebe *A* | –$_{24}$ mit umgesunken *A* | 248$_{3}$ zu *A*, fehlt *W* | –$_{28}$ wollt'st *A* | 249$_{2}$ ich fehlt *A* | –$_{3}$ Desparatheit *A* | 250$_{3}$ nu *A* | –$_{31}$ du denkst *A* | 251$_{17}$ er er *A* | 252$_{31}$ f. auf irgend eine *A* | 253$_{16}$ nur fehlt *A* | 257$_{9}$ und und *A* | –$_{13}$ ihm einmal *A* | 258$_{11}$ eigne *A* | –$_{33}$ mir fehlt *A* | 261$_{17}$ ersten Male *A* | –$_{31}$ oberen *A* | –$_{33}$ anderen *A* | 262$_{10}$ anderen *A* | –$_{17}$ wie von *A* | 264$_{25}$ Stühle] Bänke *A* | 265$_{8}$ anderen *A* | –$_{19}$ störe *A* | 266$_{2}$ andrer *A* | –$_{31}$ um nichts *A* | 267$_{20}$ heraufuhr *A* | 268$_{16}$ doch fehlt *A* | –$_{17}$ geh'n *A* | 269$_{3}$ Hausthür *A* | 270$_{10}$ ist es] ist's *A* | –$_{17}$ Nun hab' *A*, Nun kann *A* | –$_{19}$ die eine *A* | 271$_{24}$ Nun muß *A* | 274$_{28}$ festlicher *A* | 275$_{23}$ f. inneren *A* | 280$_{13}$ anderen *A* | –$_{22}$ Ratsherrn *A* | –$_{26}$ so fehlt *A*.

Aus dem Regen in die Traufe.

286$_{25}$ Wohnstube *A* | –$_{31}$ an] auf *A* | 288$_{7}$ denselben] dieselbe *A* | –$_{13}$ Stund' *A* | 289$_{4}$ Knie *A* | –$_{20}$ Bette *A* | 290$_{4}$ ziemlich stachelig *A* | –$_{16}$ in eifrigem *A* | 292$_{20}$ sagte] schluckte *A* | –$_{22}$ einmal aus Versehn *A* | 294$_{1}$ f. anderen *A* | 299$_{30}$ einmal, so wie *A* | 300$_{11}$ bald eingeschlafen *A* | –$_{28}$ wär' *A* | 302$_{18}$ das] dies *A* | 303$_{24}$ Gesangbuchsvers *A* | 304$_{27}$ seh'n *A* | 305$_{17}$ Eichelwenzel *A*, Eichenwenzel *W* | –$_{18}$ Und ist er *A* | –$_{27}$ fährt *A* | 306$_{3}$ Thüre *A* | 309$_{7}$ derentwegen *A*, deinetwegen *W* | 312$_{20}$ möcht'st] möchst *A* | 314$_{3}$ auch Bettelumkehr *A* | 315$_{3}$ könne sie sich *A*, könne sich *W* | 318$_{24}$ Hannes. Wenn wir's ermachen könnten, müßt'st du auch ein Pferd haben. Wenn *A* | 323$_{22}$ Sach' *A* | 325$_{1}$ willst's *A* | 326$_{9}$ soll mich nehmen *A* | Schachigt *AW* und so fort | 327$_{10}$ hatte] hat *A* | 328$_{1}$ setzt *A* | –$_{24}$ bild'st *A* | 330$_{21}$ war aber *A* | –$_{29}$ „einen Schlimmen" *A* | 331$_{19}$ ihr] ihn *A* | 332$_{11}$ ihre *A* | –$_{30}$ Tag *A* | 336$_{21}$ so durch *A* | –$_{29}$ ich hab' *A*, hab' ich *W* | 337$_{25}$ f. Hinübertragen *A*, Hinüberfragen *W* | 338$_{1}$ war ihr *A* | 339$_{14}$ Das zweite nicht fehlt *W* | 341$_{6}$ war auch *A* | 342$_{20}$ wär' *A* | 343$_{16}$ hat erst *A* | –$_{24}$ Tag *A* | 346$_{8}$ guten *A* | 350$_{24}$ Sammtpfötchen *A* | 351$_{6}$ doch Müh' *A* | –$_{9}$ hätt'st] hätt'st's *A* | 352$_{8}$ knien *A* | –$_{31}$ Knien *A* | 353$_{2}$ immer tiefer *A* | 358$_{19}$ die viele Mühe *A* | 359$_{12}$ Thüre *A* | –$_{14}$ die Frau *A* | –$_{31}$ ist mir's *A* | 361$_{4}$ gern *A* | –$_{7}$ gäbe *A* | 365$_{8}$ an lebendigem *A*.

Inhalt.

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel.

Seite

Einleitung des Herausgebers 3

Die Heiterethei 9

Aus dem Regen in die Traufe 283

Zur Reviſion des Textes 366

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

Meyers
Klassiker-Ausgaben

verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eigenen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die Sorgfalt *kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.

Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und *einem gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es vereinigen sich in diesen Ausgaben die hervorragendsten Schriftwerke aus den Blüte-Epochen der Literaturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in beiden aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gewußt.

LG
L9486S
49115
Author Ludwig, Otto
Title Werke; ed. by Schweizer. Vol.2.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU